
LINKSKURVE

4. Jahrgang / Nummer 8 / August 1932

SCHRIFTSTELLER STELLEN SICH

Die Redaktion der „Linkskurve“ hat einer Reihe von Schriftstellern konkrete Fragen zu den aktuellsten Problemen der Gegenwart gestellt. Von den eingelaufenen Antworten werden vier an dieser Stelle veröffentlicht. Es wird dem Leser nicht schwer fallen, aus diesen Antworten die notwendigen Schlüsse zu ziehen. Er wird allein erkennen, welche Antwort gegen den kommenden Krieg nur in einem allgemeinen Bekenntnis, das zu nichts verpflichtet, ausmündet und welche aus wirklicher Tatbereitschaft hervorzugs. Auf einen besonderen Kommentar verzichten wir. Um so mehr als wir mehr als einmal unsere Stellung klarlegten.

In wenigen Tagen wird der Internationale Kampfkongreß gegen den Krieg abgehalten werden. Er wird alle Kräfte der Intelligenz vereinen, die verantwortungsbewußt gegen die Mächte des Kriegs und der Vernichtung ankämpfen. Zweifellos werden diese vier Antworten dazu beitragen, alle fortschrittlichen Menschen daran zu erinnern, daß es notwendig ist, nicht nur zu denken, sondern auch Stellung zu nehmen und zu handeln.

* * *

Ich bin der Meinung, daß Kriege kosmische Ereignisse sind und glaube, obwohl ich überzeugter Pazifist bin, nicht an die Verhütung des Mordes durch politische Mittel. Daher scheinen mir Ihre elf Fragen, deren Beantwortung für jeden Einsichtigen selbstverständlich ist, am Kern des Problems vorbeizugehen. Ebenso gut könnten Sie fragen: wie kann man eine Sonnenfinsternis verhindern. Ich habe die Katastrophe, die der Ausbruch des Weltkrieges für meine Vorstellung war, nur einmal wieder erlebt, und zwar bei einem Erdbeben in Kalifornien. Die eine dauerte vier Jahre, die andere vier Sekunden. Beiden eigentümlich war das Zwangsläufige, Schicksalsbedingte und die Ohnmacht des Individuums. Das Einzige, was wir tun können, um den Massen in einem Augenblick religiöser Kriegsbegeisterung die andere Seite des Krieges ins Gedächtnis zu rufen, wäre, nicht Aufrufe und Manifeste, sondern *die Bilder der Toten und Verstümmelten in Millionen von Exemplaren in Deutschland zu verbreiten*, mit der schwachen Hoffnung, daß der Anblick des entsetzlichen Leides uns vor Selbstvernichtung bewahren möge.

Walter Hasenclever.

* * *

1. Im Sprachorgan des Kali-Industriellen Rechberg (dessen Gesinnungsfreund aus dem Herrenklub Herr von Papen Kanzler des Deutschen Reiches ist), im „Kleinen Journal“, schreibt Adolf Viktor von Körber unter der Ueberschrift: „Europas Schicksalsstunde“: „... In Tokio wird eine Weltentscheidung in Fluß kommen. ... Der Appell an die Waffen gegenüber dem Imperialismus Moskaus in Asien würde gleichermaßen die erste Tat des japanischen Nationalismus sein. Das Reich des Mikado steht somit im Begriff der westlichen Welt den weißen Völkerrassen ein leuchtendes Beispiel nationalen Behauptungswillens zu geben. ... Es wird daher zur großen Schicksalsfrage unserer Epoche, ob auch wir anderen die gleiche Entschlußkraft wie das tapfere japanische Volk aufbringen werden, dem weiteren Umsichgreifen der bolschewistischen Pest mit dem einzigen hier noch tauglichen Mittel der Brachialgewalt entgegenzutreten. ... Dem deutschen Volk erwächst heute die gewaltige außenpolitische Chance, sich erfolgreich in dem weltpolitischen Spiel einzuschalten, das jetzt im Fernen Osten seinen Anfang genommen hat. Oestlich vor den Toren unseres Volkes ohne Raum liegen die unermeßlichen Ländermassen Rußlands und Asiens. Wie die Japaner im Osten, so sind wir [2:] die westlichen Nachbarn dieser Gebiete. Eintritt und Erschließung wird uns verwehrt durch das verbrecherische Regime des Bolschewismus. *Die Völker Europas brauchen nur den Sprung über den Grenzgraben zu wagen*, um mit einem Schlage der Krise ein Ende zu machen und ein neues Zeitalter des Blühens und Gedeihens herbeizuführen. ... Die Entwicklung im Fernen Osten führt die Menschheit an das Portal einer neuen Geschichtsepoche.“

Also, unverblünte Kriegshetze gegen die Sowjetunion. Die Herren haben den Zusammenhang mit den chinesischen Ereignissen gut begriffen. Deutschland soll eingegliedert werden in die Front der

westlichen Raubstaaten gegen den revolutionären Osten, Zum Schutz der bedrohten Profitwirtschaft (sie nennen das „Abendländische Kultur“). Das ist die außenpolitische Linie des Papen-Schleicher-Regimes.

2. Ein Schriftsteller, der zu solchen Fragen nicht Stellung nimmt, spielt eine ziemlich erbärmliche Rolle.

3. Durch Schreiben und Reden und wenn es notwendig wird, mit der Waffe in der Hand. Vor allen Dingen aber muß der Schriftsteller bedingungslos in der Front des revolutionären Proletariats stehen.

4. Der Völkerbund ist eine Waffe des Weltimperialismus gegen die Sowjetunion.

5. Reformisten können keinen Ausweg zeigen, Gegen den Krieg hilft nur die soziale Revolution. Die kapitalistische Weltordnung wird zwangsläufig immer wieder zu neuen Kriegen führen. Ein „friedliches Hineinwachsen“ in den Sozialismus ist eine Kinderillusion. Die Machthaber danken nicht freiwillig ab.

6. Nein.

7. Nein.

8. Auf den japanischen Truppen ruht der Segen aller Geldsäcke. Dieser Segen begleitet die Truppen bis zur russischen Grenze. Gegen diesen Segen steht der Kampfwille von 160 Millionen Arbeitern und Bauern in der Sowjetunion und der Kampfwille von Millionen klassenbewußten Arbeitern in der kapitalistischen Welt.

9. Die unlösbaren Widersprüche innerhalb der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

10. Generalstreik und bewaffneter Aufstand.

11. Dahinter steht der bewußte Wille der herrschenden Klasse, Voraussetzungen zu schaffen, zum Interventionskrieg gegen den Arbeiter- und Bauernstaat. Stenbock-Fermor.

DIE 11 FRAGEN DER LINKSKURVE

1. Glauben Sie, daß bei der heutigen Lage der Weltwirtschaft, die chinesischen Ereignisse isoliert betrachtet werden können?

2. Glauben Sie, daß der Schriftsteller als Gestalter seiner Zeit an diesen Ereignissen vorbeigehen kann, ohne daß er zu ihnen Stellung nehmen muß?

3. Mit welchen Mitteln kann der Schriftsteller Stellung nehmen?

4. Wie bewerten Sie die Tätigkeit des Völkerbundes in der Kriegsfrage?

5. Wie bewerten Sie die Tätigkeit der II. Internationale in der Kriegsfrage?

6. Halten Sie es für richtig, daß Deutschland für ausländische Staaten Kriegsmaterial produziert?

7. Halten Sie es für richtig, daß Deutschland seine Eisenbahnen für den Transport von Kriegsgeräten und Truppen bereit stellt?

8. Wie stellen Sie sich zum Aufmarsch der japanischen Heere an den Grenzen der Sowjetunion?

9. Was halten Sie für die entscheidenden wirtschaftlichen und politischen Ursachen des beginnenden Weltkriegs?

10. Was halten Sie für die wirksamsten politischen Maßnahmen gegen den begonnenen imperialistischen Krieg?

11. Welche Zusammenhänge sehen Sie hinter der Kette der internationalen politischen Attentate in Moskau, Paris und Tokio?

[3:] Kein kriegerisches Ereignis in der Welt kann heute isoliert betrachtet werden, der chinesisch-japanische Konflikt ebensowenig wie ein etwaiger deutschpolnischer, von dem nur blinde Dummköpfe und sehende Verbrecher als „Grenzkonflikt“ reden.

Auch der Regierungsbund in Genf, der zu Unrecht sich Völkerbund nennt, wird nicht einmal fähig sein, seine wahre Aufgabe zu erfüllen, die ökonomischen Macht- und politischen Herrschaftsverhältnisse von 1919 zu stabilisieren, dazu sind die Interessen der verbundenen Regierungen zu verschieden, er wird ohnmächtiger Zuschauer sein, oder, wenn es zum offenen Krieg gegen Sowjetrußland kommen sollte, zum Sitz der vereinigten General- und Finanzstäbe avancieren.

Ich glaube, daß heute, in diesem Jahr, die Gefahr eines Krieges gegen USSR. gemindert ist, gewiß nicht, weil die pazifistischen Willenstendenzen der Völker gefürchtet werden, sondern weil die materielle Bereitschaft des europäisch-amerikanischen Kapitalismus noch nicht organisiert genug ist. Im nächsten Jahr, in zwei Jahren, irgendwann, wird man versuchen, Sowjetrußland zu vernichten, weil es 1. zum unbezwinglichen Konkurrenten wird, 2. weil es ein gefährliches Beispiel darstellt für alle Arbeiter, auch die rückschrittlichsten, die sehen und vom Augenschein belehrt werden, wie man ohne Generaldirektoren, Bankiers, Aktionäre, Makler, Zwischenverdiener plan- und sinnvoll Güter erzeugt und verteilt.

Der japanische Einfall in der Mandschurei blieb Vorpostengeplänkel, *nur weil Sowjetrußland der Provokation mit der Ueberlegenheit seiner Vernunft begegnete.*

Wer für Sowjetrußland kämpft, kämpft für den Frieden.

Das muß die gesamte Arbeiterklasse erkennen, das sollten die Reste freiheitlichen Bürgertums sich sagen, die es noch in Europa gibt und vor allem – die II. Internationale, die 1914 so furchtbar versagt hat und der heute von den Faschisten mit Stahlruten und „langen Messern“ beigebracht wird, was es heißt, den Kapitalismus Jahrzehnte zu tolerieren. –

Ob ich es für richtig halte, daß Deutschland für ausländische Staaten Kriegsmaterial produziert? Liebe Genossen, was ich für richtig oder unrichtig halte, ist den Herren, die zu bestimmen haben, völlig gleichgültig. Es liegt im Wesen des „nationalen“ Kapitalismus, eine Internationale zu bilden, die Hand und Fuß hat, will sagen, die Fett und Dividende abwirft: die blutige Rüstungsinternationale.

Meine Meinung wird nicht einmal die Arbeiter beeinflussen, die Kugeln, Granaten, Bomben, Giftgase, Todesgeschosse für die Klassenkameraden, produzieren. Solange nicht die Gewerkschaften ihre Mitglieder verpflichten, die Produktion von Kriegsmaterial zu verweigern, solange nicht die Gewerkschaften sich die Macht erkämpfen, diesen Beschluß zu verwirklichen, bleibt es bei papiernen Protesten.

Die Form des Protestes hat sich in den meisten Fällen überlebt.

Von Protesten lassen sich Regierungen beeinflussen, die die Kontrolle der „Oeffentlichen Meinung“ fürchten.

Faschistische Regierungen werden Proteste als gegnerische Zeugnisse für eigenes gutes Betragen in Empfang nehmen.

Der Schriftsteller hat sich heute mit Mut und Kühnheit persönlich bloßzustellen, er soll ohne anonyme Rückendeckung da kämpfen, wo es der Tag und die Aufgabe fordert.

Ich spreche vom *Schriftsteller*, seinen besonderen Aufgaben, seinen besonderen Mitteln.

Jenseits seines künstlerischen Berufs hat er sich nur einzureihen in die revolutionäre Front und bescheiden zu tun, was Millionen tun. Ernst Toller.

*

[4:]

Sehr geehrte Redaktion!

Sie legen mir Ihre elf Fragen zum Krieg vor. Ich bin Ihnen dankbar für die Gelegenheit, als nicht-kommunistischer Schriftsteller im Rahmen Ihrer Zeitschrift diese Fragen beantworten zu können:

1. Ereignisse dürfen niemals isoliert betrachtet werden, bei welcher Lage der Weltwirtschaft auch immer. Daß die chinesischen Ereignisse der letzten Vergangenheit weltwirtschaftliche Ursachen in besonderem Maße haben, ist offensichtlich.

2. Gewiß kann und muß nicht jeder Schriftsteller über diese Ereignisse *schreiben*. Dazu befugt nur besonderer Einblick in die Geschehnisse und Zusammenhänge. Wohl aber halte ich *jeden* Schriftsteller für einen miserablen Zeitgenossen und für einen unverantwortlichen Schriftsteller, der an diesen Ereignissen ohne das Bewußtsein der Verpflichtung vorübergeht, zu ihnen Stellung zu nehmen.

3. Zuweilen durch unmittelbare schriftstellerische Aktion, – im allgemeinen durch Verwertung der Erkenntnisse, die er aus der Betrachtung der chinesischen Vorgänge gewonnen hat, – Erkenntnisse politischer, wirtschaftlicher und ethischer Art. Vor allem sollen sie sein Gerechtigkeitsgefühl formen und aktivieren.
4. Die Tätigkeit des Völkerbundes in der Kriegsfrage halte ich für katastrophal in ihrer wahnwitzigen Untentschlossenheit und subalternen Ideenlosigkeit.
5. Von einer Tätigkeit der II. Internationale in der Kriegsfrage ist mir nichts bekannt geworden.
6. Ich halte es für mehr als unrichtig, – ich halte es für hirnverbrannt, und verbrecherisch, daß Deutschland überhaupt Kriegsmaterial fabriziert. Wenn das aber schon geschieht, so scheint es mir gleichgültig, ob nur für sich selbst oder ob auch für andere Länder. Es ist kein erheblicher Unterschied zwischen dem, der ein Mordmesser aufklappt, und dem, der es geöffnet einem anderen zusteckt.
7. Ich halte es für unrichtig, daß die Verfügung über die Eisenbahnen, die durch ein Land gehen, den Verwaltungsbehörden dieses Landes belassen wird. Jede staatliche Autonomie erscheint mir verhängnisvoll. Daß die Exekutivmittel einer überstaatlichen Polizei befördert werden müßten, ist selbstverständlich. Solange es sie nicht gibt, müßte der Transport von Kriegsgerät verweigert werden.
8. Der Aufmarsch der japanischen Heere an den Grenzen der Sowjetunion dürfte teils eine Provokation darstellen, teils einen Versuch, verlorengegangene Weltsympathien wiederzugewinnen.
9. Politische Ursachen gibt es nicht, nur politische Wirkungen. Für entscheidender als alle wirtschaftlichen Ursachen halte ich in jedem Kriegsfall den verbrecherisch befreiten menschlichen Geltungstrieb.
10. Kommt auf die Konstellation der kriegführenden Staaten an. Richtet sich der Krieg gegen Sowjetrußland: Aufstand gegen den Krieg mit allen Mitteln. Wird er zwischen anderen Staaten geführt, gemeinsame bewaffnete Aktion der Neutralen gegen die beteiligten Staaten, von der sich Sowjetrußland nicht ausschließen dürfte. Freilich besteht vorerst kaum Hoffnung, daß diese Gemeinsamkeit herstellbar wäre; – dann also je nach den Möglichkeiten. Nicht jede Regierung eines etwa überfallenen Landes, wohl aber jede überfallende und kriegsfreudige Regierung ist als toller Hund zu betrachten und entsprechend zu behandeln.
11. Es hat allerdings den Anschein, daß alle diese Attentate näher oder mittelbarer zusammenhängen mit der offenkundigen frischen Welthetze gegen Sowjetrußland.

Ihr

Wolfradt.

*

DIE LETZTEN STUNDEN DER NOVEMBERREPUBLIK

PETER BARK

Hitler fliegt ...

Vier Flugzeuge des nationalsozialistischen Fliegersturms geben ihm das Geleit. Adolf Hitler, der Führer. Jetzt kehren sie um, einer nach dem anderen, allein in der Luft bleibt D 1720, das Hitler von Versammlung zu Versammlung trägt.

Das Surren der drei Motore schneidet den Führer von allen anderen irdischen Geräuschen ab – da läßt's sich träumen! Wie winzig sind die Menschen unten – hm, wie war sein heutiges Auftreten? Noch einmal durchkostet Hitler das Finale seiner Rede, das Tosen, die Brandung der Masse – warm wird es ihm dabei zumute – morgen ist er in Hamburg, in Hamburg – diese Zuhälter, diese Zuchthäusler, diese roten Banditen! – Jetzt, nach dem Wahlerfolg, gerade in Hamburg, jagen sie meine SA. auseinander – das hat er auch Schleicher angeführt – die Stimmung der Massen kann, Herr General, ja, sie kann ... unsere Leute sind vielfach in Defensive, Hitlernoteverordnung nennt man ihr Zeug, und Lausanne ist auch eine Belastung. – Schleicher, patenter Kerl, nur immer wird er nicht die erste Rolle spielen, Schleicher ist einverstanden, aber die anderen machen noch Einwände, der Termin nach dem 31. Juli wäre günstiger – haha, günstiger, und dabei marschieren die Kommunisten und die Sozis zusammen auf – im Ruhrgebiet kann man nicht richtig auf die Straße, den Goebbels haben sie förm-

lich gejagt – nein, wir müssen diesen Bann brechen, jetzt, oder es wird zu spät! – Fahren Sie zum Alten nach Neudeck und holen Sie die Unterschrift – ja, vor zwei Monaten!: hie Hitler – hie Hindenburg, hi-hi-hihi! Auf die gelben und gelbbraunen Mosaiktäfelchen blickt der Führer, über die sich leicht violette Schleier ziehen, es wird Abend, Häuser, wie Stecknadelköpfe, sie rücken dichter, Kirchtürme, Fabrikschloten, bald wird er über all dies herrschen – wie heißt der Ort? Fürstenwalde, Garnisonstadt, auf Punkt acht steht die Borduhr, jetzt im Augenblick öffnet der Garnisonälteste das versiegelte Schreiben des Kriegsministers, der alte Knabe wird seine Freude haben, hihi, morgen ist Mittwoch, der Zwanzigste, da wird es Ueberraschungen hageln, aber: die Sozis, feig wie sie sind, – wenn sie dennoch den Generalstreik mitmachen ...?

Manöver!

Kleiner Industrieort in der Mark Brandenburg.

Julisonne, heiß, zwischen den Wolken durchstehend. Dorfhäuser, deren Tore und Fenster verschlossen bleiben, als ob kein Leben in ihnen wäre. Straßen, auf denen der Staub faul und beschaulich stagniert. Schornsteine von Fabriken, hinter den Häusern auftauchend, ohne Rauchfahnen, so ruhig, wie der Staub der Landstraße und die Fronten der Häuser.

Das einzige, was als Zeichen des Lebens aufzufassen ist, sind die roten Plakate, die an den Telegraphenstangen, die an den Brandmauern, die an den Zäunen kleben. Rote Plakate, die zeigen: eine Tafel mit bezylinderten Herren, deren Gesichter wir alle kennen: das ist Herr Hitler, da ist Herr Papen, da ist Herr Severing. Und über ihnen: ein Arbeiter, so groß und so muskelstark, wie es die Arbeiterklasse ist. Wählt Liste 3, Kommunisten.

Da: aufwirbelt der träge Landstraßenstaub, öffnen sich die Fenster, bevölkern sich die Straßen. Motorräder mit Soldaten, wulstige Helme auf dem Kopf, in den Händen schwere Maschinenpistolen, rasen durch den Ort.

Was soll das bedeuten? Manöver? Aber niemand hat von Manöver etwas gehört.

Nach den Motorrädern Kavallerie. FeldmäÙig ausgerüstet. Richtung Berlin. Was soll das bedeuten? Manöver?

[6:] *Kleiner Mann.*

An jenem Morgen hielt ein Auto mit dem schwarz-rot-goldenen Ministerwimpel vor dem Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße. Ihm entstieg ein kleiner Mann mit Denkerstirne und losem, ergrautem Haarschopf. Ich vergleiche, die Art, wie er den Gehsteig überschreitet, mit der seines Erscheinens in der letzten Sitzung des Preußischen Landtags. „Severing soll erscheinen!“, hat damals die Mehrheit des Landtags beschlossen. Es verging eine Zeit und dann: derselbe kleine Mann mit der wasserkopfgewölbten Stirne erschien zwischen den Reihen der Bänke. Er schaute weder nach links noch nach rechts. Erhobenen Hauptes und bedachtsam und ruhig schritt er der Tribüne entgegen, als ob das Gespenst von Hamlets Vater mit Fließband über die Bühne gezogen würde. Von rechts brauseten die Zurufe der Nazis. Das Gespenst zog ohne die Wimper zu zucken, unbeirrt, zum Ministertisch und verschwand hinter dem Vorhang.

„Unser Severing,“ hörte ich neben mir auf der Tribüne jemanden sagen, „solange der lebt und die Polizei in den Händen hält, gibt es für diese Nazibanditen kein Putschen. Der hält das Heft in der Hand ...“

An jenem Morgen gab es vor dem Palais der Reichskanzlei kein Publikum. Und die Schritte des Königs waren nicht so bedachtsam und so napoleonisch bemessen.

Was sich im Zimmer des Reichskanzlers, Herrn von Papen, abspielte, ist allen bekannt.

Arbeiter –.

Sein Name hat hier nichts zu sagen. Er arbeitet in der Transportkolonne eines Berliner Metallbetriebes. Er ist Mitglied der SPD. und aktiv tätig im Reichsbanner. Er hat an jenem Tage nach Betriebs-

schluß aus der Sonderausgabe des „Vorwärts“ erfahren, die als Flugblatt vor dem Betrieb verteilt wurde:

Belagerungszustand über Berlin!
Papen setzt Preußenregierung ab!
Militärkommandant herrscht über Berlin!
Severing weicht nur der Gewalt!

Er löste sich schnell aus dem Haufen der Diskutierenden, schnell, schnell nach Hause. ...

„Und nicht einmal das Mittagessen willst du essen?!“

Die Arbeitsjoppe flog in eine Ecke, die Hosen in die andere. Die Frau hatte die Reichsbanneruniform vor ihm auf den Stuhl gelegt.

„Mittagessen! Wo Severing nur durch Gewalt! Wo die Republik bedroht!“ „Und wenn dir was passiert?“ Seine Frau weinte leise dahin.

„Jetzt das zu fragen? Und wenn Severing was passiert? Ihn werden sie zuerst ... diese Strolche, die Hunde ...“

„Du bleibst hier!“

Karl Tietze, das war vielleicht sein Name, ist kein Feigling. Wenn die Stunde der Entscheidung schlägt, dann ...!

„Aber, was könnt ihr, wo die Reichswehr, wo ...“

„Und die Polizei. 30.000 Mann bloß in Berlin. Schau mal her.“ Der Arbeiter entfaltet sein Flugblatt. „Grzesinski weicht auch nur der Gewalt. Dazu Generalstreik!“

„Karl! Karl!“

Schwere Stiefeln trampelten über die Treppen, eine Tür schlägt zu, jetzt an das Fenster, sie sieht ihn, seinen Rücken, jetzt dreht er sich noch einmal um lächelt, Karl!

Was nun?

Die, die Unter den Linden am Nachmittag jenes Tages hin- und herspazierten, gehörten nicht zu den nationalen und internationalen Flaneurs, denen das Her-[7:]umspazieren unter den Linden Beruf ist, Das waren Arbeiter, Reichsbannerleute, Kommunisten, auch Nazis, die da erwarteten, ob der Mann, der nur der Gewalt weichen will, der Gewalt weichen wird, und wie er der Gewalt weichen wird. Für manche war es bloß ein Schauspiel. Für viele ein Schauspiel, in das sie selbst einzugreifen gedenken.

Es passiert nichts. Es passiert immer noch nichts.

Neue kommen hinzu.

„Aus der Müllerstraße, Die ist schwarz von Menschen. So!“

Die neuen bringen neue Flugblätter. „Massenstreik“ ist die Schlagzeile. Von den Kommunisten. Die alten Flugblätter, die schon zertreten auf dem Boden liegen, noch gelesen werden, besagen über das, was zu tun wäre:

Unsere Antwort: 31. Juli!

Massenstreik. 31. Juli. So prallen hier die Meinungen aufeinander, auf dem Papier. In den Köpfen: wie viele denken wie unser Reichsbannermann Karl Tietze!

Sechs Uhr, und noch immer nichts. Da verbreitet sich ein Gerücht, Severing wäre durch den hinteren Ausgang spazierengegangen, um acht wolle er sich aber der Gewalt stellen, das Herumwarten hätte keinen Sinn.

Um acht kam er wieder. Severing.

Um neun kam die Gewalt – in persona des Herrn Reichskommissars Dr. Bracht, des neuen Polizeipräsidenten Dr. Melcher und eines höheren Polizeioffiziers. Die Gewalt kam in Glacéhandschuhen,

sie ließ sich vorschriftsmäßig anmelden. Ein Diener riß die Flügeltür vor ihr auf und verbeugte sich zutiefst, dann stand die Gewalt dem Minister Karl Severing gegenüber, sie verbeugte sich vor ihm und er verbeugte sich vor ihr, jetzt wiederholte der kleine Mann mit der eisernen Faust (die eiserne Faust, die Feinde der Republik sollen vor ihr zittern! – bekam in den 13 Jahren bloß die Arbeiterklasse zu fühlen), daß er nur vor der Gewalt weiche. Hierauf konstituierte sich Dr. Bracht als Gewalt, was Severing mit einer Verbeugung zur Kenntnis nahm Kir aufrechten Hauptes und mit Königs-Gespenst-Schritten das Zimmer verließ.

General Höltermann geht nach Hause.

Als er sich ins Auto setzte, da seufzte er zutiefst auf. In seiner Brust ging es wie im Innern eines Seekranken zu, Furcht des Kleinbürgers, vor dem, was kommen wird, am Ende stellen sie mich noch an die Wand. Furcht des Kleinbürgers vor der Kampfstimmung seiner Reichsbannerfunktionäre, wie sich aus der Affäre herauszuziehen. Furcht vor der Aktivität der Arbeiterklasse, Furcht vor Passivität. Furcht ... Und jetzt wäre das eine erledigt! Die Funktionäre aus der Provinz beruhigt. Das andere ..., nun, so warm wird die Suppe nicht gegessen, wie sie gekocht wird. Hat nicht noch in den letzten Tagen Furtwängler, vom ADGB. mit Gregor Strasser verhandelt.

„Herr Höltermann, hat sich nach Ihrer Meinung die Preußische Regierung richtig verhalten?“

Ah, da ist ja noch dieser Journalist vom „Telegraph“, dem er ein Interview im Wagen versprochen hat. Dumm! Aber das Unglück ist schon da.

„Die preußische Regierung hat leider in vielem versagt. Schon vor Monaten hätte sie die Vorbereitungen für diesen Tag treffen müssen. Aber man ist ja völlig überrascht worden und hat bis zum letzten Augenblick nicht glauben wollen, daß die Reichsregierung ernsthaft einen Reichskommissar einsetzen würde. Es hätte sicherlich genügt, wenn die preußische Regierung noch am Dienstag dem Kanzler erklärt hätte, daß sie sich mit aller zur Verfügung stehenden Macht der Einsetzung dieses Reichskommissars widersetzen werde. Dann hätte Papen wahrscheinlich das Dokument schön in der Tasche stecken lassen.“

[8:] „Sie haben sicher recht, Herr Höltermann,“ erwiderte der ausländische Korrespondent, „man konnte aber auch noch am Mittwoch die ganze Aktion durch Energie und Festigkeit verhindern. Schließlich ist es ja wohl ein in der Weltgeschichte einzig dastehender Fall, daß ein Polizeipräsident, der dreißigtausend Schupo kommandiert, von einem Offizier und 12 Reichswehrsoldaten in seinem eigenen Polizeipräsidium verhaftet wurde.“

Der Teufel soll diesen jungen Mann holen! Daß er sich heute auf solch ein Interview eingelassen hat. Am besten ist, man gibt überhaupt keine Antwort. Das Auto nahm eine Ecke, die zweite, der Journalist hatte endlich begriffen, daß das Schweigen kein Nachdenken über die Antwort war, sondern auch eine Antwort: keine.

„Ihre Gaufrüher scheinen sehr erregt zu sein?“

„Sie haben erwartet, daß ich ihnen den telephonischen Befehl geben sollte, zu marschieren und allen Widerstand der Nazis brechen.“

„Und wo blieb der Befehl?“

„Wir müssen unter allen Umständen die Wahl stattfinden lassen. Die Nationalsozialisten werden in der Wahl einen starken Rückschlag erleben. Deshalb möchten sie die Wahl verhindern. Auch die Regierung Papen will die Wahl anscheinend erst verschieben und dann ganz aufheben. Man darf ihr dazu keinen Vorwand liefern. Das ist der Standpunkt des Parteivorstandes, deshalb mußten auch wir zur Ruhe mahnen.“

„Glauben Sie wirklich, daß, wenn die Regierung die Wahl verhindern will, sie irgendeinen Vorwand braucht, – den wird sie sicher finden.“

Wieder schweigt der Führer der Eisernen Front, den die vorgebrachten Kundgebungen seiner Gaufrüher nachdenklich gestimmt haben.

„Und Sie glauben, wie so viele, daß Schleichers Aktion sich vor allem gegen die Nazis richtet?“

„Sicher will Schleicher mit diesen Maßnahmen auch gegen die Nazis ein Bollwerk schaffen, ob es gelingt?“ Er zuckte die Achseln.

Das Auto hält vor dem „Vorwärts“-Gebäude. Höltermann hebt die Hand zum Gruß.

Hütet euch vor Provokateuren!

Im „Vorwärts“-Gebäude tagte der große Rat der Sozialdemokratie. Man sah Wels, er vertritt u. a, die Hunderttausende von Arbeitern der SPD. Leipart ist da, er spricht für die 4 Millionen in den Gewerkschaften Organisierten.

Eben tritt Severing ein, der hält in seiner Hand 100.000 bis zu den Zähnen bewaffnete Schupos und eine nette Anzahl von Panzerwagen und sonstiges Kriegsgerät.

Höltermann, den Führer der Hunderttausende vom Reichsbanner, haben wir eben das Gebäude betreten sehen.

Die Bevollmächtigten der Jugend, der Sportler, der Angestelltengewerkschaften – eine Schar von Menschen, die eine ansehnliche Macht verkörpert. Durch 14 Jahre hat diese Schar alle Angriffe auf die „Republik“ abgewehrt. Liegen auf diesem Wege blieben von den Feinden der Republik Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Tausende, Zehntausende von Arbeitern in Berlin 1919, in Mitteldeutschland, im Ruhrgebiet, in Hamburg ...

Und jetzt – welche historische Stunde! Die Republik ist in Gefahr!

Stundenlang dauerte die Beratung der, die „für die Republik fallen, oder ...“ und als sich der Vorhang lüftete, und der Generalstab der Republik vor die Schar trat, die auf sein Wort wartete, vor die Hunderttausende in der SPD., vor die anderen Hunderttausende im Reichsbanner, die Millionen in den Gewerkschaften, da flatterte in den Händen des Pressechefs ein Zettelchen – aha! das ist der Befehl zum Marschieren, für den Generalstreik – [9:] das Zettelchen wurde in die Setzerei gebracht, in die Rotationsmaschinen. ... Und als es noch naß auf der Straße, vor den Betrieben und Stempelstellen erschien, da lasen die Arbeiter folgendes:

„An die Arbeiter, Angestellten und Beamten Berlins!

Kein kopfloser Streik!

Die Situation ist gespannt bis zum äußersten. Provokateure sind am Werk.

Sie schwatzen von Generalstreik und Aktion ...“

* * *

Es waren nicht wenige solche wie Karl Tietze, die zweimal das Flugblatt durchlasen, weil in ihrem Kopf sich ein anderer Text über die Unterschriften der Partei und der Gewerkschaften stellte.

Am 31. Juli haben sie zum ersten Male einen anderen Kreis, den Kreis Nr. 3, auf dem langen Stimmzettel angezeichnet.

*

DER KULTURTOD DES FASCHISTISCHEN ITALIEN

K. A. WITTFOGEL

Die Propheten der Reaktion weissagten einem vom Faschismus regierten Italien neben dem materiellen auch einen gewaltigen kulturellen Aufschwung. Der zweite Teil dieser Prophezeiung ist ebenso wenig in Erfüllung gegangen wie der erste, Das System der offenen Diktatur der Bourgeoisie am Ende der Entwicklung des Kapitalismus erweist sich in jeder Beziehung als ein System der Lähmung, des Abbaues, des Verfalls der entscheidenden materiellen und ideellen Energien der Gesellschaft. *Weniger* und *schlechter* noch als die kulturpolitischen „Leistungen“ des „liberalen Italien ist das, was das faschistische Italien an kulturellen Lebensprozessen gegenwärtig in Bewegung hält.

Weniger. Obgleich Italien bisher vorwiegend ein Agrarland war, ist unter dem Faschismus von einem stürmischen Ausbau der Industrie keine Rede. Im Gegenteil. Alle Stagnationstendenzen der monopolkapitalistischen Spätphase des Kapitalismus machen sich mit höchster Schärfe geltend. Konzentration und Zentralisation der Industrie steigern sich, von der Regierung bewußt gefördert, in stärkstem Maße. Während früher jährlich etwa 16 Fusionen stattfanden, erfolgten von 1927-1929, begünstigt durch die Steuerpolitik der Regierung, nicht weniger als 214 Verschmelzungen. Das wachsende Monopol führt aber, wie Lenin nachwies, zur Stockung und Stagnation, zur Verlangsamung des technischen Fortschritts. Natürlich baut der italienische Kapitalismus seine Industrie aus. Allein er tut dies nicht nur ungleichmäßig, sondern durchaus zögernd. Wenn die geplante Nationalisierung der Schwerindustrie zu Ende geführt sein wird, dann werden 66,6 Prozent der früheren Belegschaft überflüssig geworden sein. Es trifft dies nicht nur die Arbeiter, sondern *auch die technische Intelligenz*.

Der Deutsche Missel erklärt, der Faschismus sei genötigt, die in und nach dem Kriege künstlich aufgeblähte Industrie wieder der ungenügenden Rohstoffbasis anzupassen. „Die Regierung sah sich gezwungen, den Stand der Industrie wieder auf ein den natürlichen Bedingungen des Landes entsprechendes Maß zurückzuführen.“

Die Förderung einer notgedrungenerweise großenteils mit alten Produktionsmethoden fortarbeitenden Landwirtschaft (Beibehaltung der Teil-[10:]pacht, des Parzellenbetriebes usw.) durch den Faschismus geht ebenfalls auf Kosten der industriellen Entwicklung. Man stützt sich einerseits politisch auf den großen Landbesitz. Man ist zugleich gezwungen, da Faschismus zugleich höchste Zuspitzung der außenpolitischen Gegensätze, stärkste Tendenz zu neuen imperialistischen Kriegen bedeutet, „Autarkiewirtschaft“, d. h. eine die eigene landwirtschaftliche Produktion mit allen Mitteln stützende Politik zu treiben.

„*Die Verstädterung*,“ schrieb Mussolini 1927, „nimmt in Italien immer beunruhigendere Formen an. ... *Es ist notwendig, Italien wieder zu agrarisieren* (Bisogna ruralizzare l'Italia)“. Die Landwirtschaft gehört an die erste Stelle!

„Die Zeit einer vorwiegend städtischen Politik ist vorbei. Jetzt muß man Milliarden in die Landwirtschaft hineinstecken.“ (Mussolini. 1926.)¹ Forcierung also einer rückständigen Landwirtschaft, d. h. natürlich in erster Linie: derjenigen der Großproduzenten. Soweit man die *bäuerliche* Produktion steigert, nimmt man ihr durch Steuern und Zinsen mehr als den neuen Nutzeffekt weg (Resultat: Rückgang der Anbaufläche in allen entscheidenden Sektoren). Teure, weil rückständige Agrarproduktion, dadurch Verteuerung der industriellen Produktion, die aus der nicht breit modernisierten Landwirtschaft keine großen technischen Aufträge erhält. Verzögerung der industriellen Entwicklung also auch von dieser Seite her. Daß außerdem der Faschismus, Todfeind des industriellen Proletariats, auch deshalb eine Verlangsamung der industriellen Akkumulation begrüßt, weil dadurch die Zunahme des städtischen Proletariats gehemmt wird, ist klar.

So verknäulen sich im Faschismus alle Widersprüche des Imperialismus in einer für den technisch industriellen Fortschritt – für den man sich zugleich, bezeichnender Widerspruch sehr begeistert – äußerst abträglichen Weise. Stärker denn je erweisen sich die nunmehr faschistisch gestalteten Produktionsverhältnisse des italienischen Kapitalismus als Fessel des weiteren Wachstums der Produktivkräfte.

¹ Die zuerst zitierte Äußerung Mussolinis befindet sich in einer Sammlung von Reden und Schriften Mussolinis über die Landwirtschaft „L'Agricoltura e i Rurali“, Rom 1931. S. 87; die zweite Äußerung entnehmen wir der Schrift O. Fantinis über „La politica economica del Fascismo“, Rom 1929. S. 87. Der deutsche Faschist Reupke schreibt, indem er Italien als Vorbild auch für einen deutschen Faschismus hinstellt: „Das faschistische Regime ist die erste und einzige Regierung in Europa, die den Wahnsinn der ‚Industrialisierung um jeden Preis‘ erkannt hat und effektive Schritte dagegen unternommen hat. Durch Einführung eines neuen Konzeptionssystems wird die weitere Entwicklung der Industrie kontrolliert. Man hat ganz allgemein die These aufgestellt, *daß die industrielle Entwicklung des Landes abgeschlossen sei*.“ (Reupke, Das Wirtschaftssystem des Faschismus. S. 50. Die Hervorhebung stammt von Reupke selbst.) Vgl. hierzu die Rundfunkrede Papens vom 30.7.32, in der Papen offen ausspricht, daß auch im faschistischen Deutschland die Landwirtschaft an erster Stelle stehen werde.

Bei steigender Bevölkerungszahl (denn die Bevölkerungszunahme wird keineswegs sofort entsprechend reduziert, kann infolge der kapitalistisch-imperialistischen Kriegstendenzen gar nicht entsprechend reduziert werden) – bei *steigender* Bevölkerungszahl *stagniert* demgemäß die materielle Produktion in Stadt und Land. Die *faschistischen Produktionsverhältnisse* erfordern gleichzeitig eine außerordentliche Steigerung aller unproduktiven Ausgaben: Miliz, Polizei, Aufseher, zusätzliche faschistische Beamte, Bei stagnierender Wirtschaft und zunehmender Bevölkerungszahl wachsen also die Kosten der Gesellschaftsordnung enorm. *Abnimmt* in gleichem Maße der Fonds, der für kulturelle Zwecke dem Staate und den Privaten, der Bourgeoisie wie den werktätigen Massen, zur Verfügung steht.

[11:] Vor dem Marsch auf Rom befand sich in Italien die Einführung einer *Einheitsschule* unter Beseitigung der privaten Lehranstalten in Vorbereitung. Die Schulreform wurde eingestellt, sobald der Faschismus zur Regierung gekommen war. Die Massen sollten nicht allzu klug werden. Zwar deklamierte Mussolini noch 1921 in seinem Programm von einer Intensivierung des Kampfes gegen den Analphabetismus. In der rauhen Wirklichkeit hat man sich später ganz bewußt Zeit gelassen. *Die Abnahme des Analphabetismus ging unter dem Faschismus wesentlich langsamer vor sich, als in den vorhergehenden Jahren.*

Eime sich materiell und kulturell qualifizierende Produktion bedarf *qualifizierter Spezialisten*. Mit der bewußten Abdämmung der materiellen Entwicklung entfällt die Notwendigkeit, zusätzliche geschulte Kaders heranzubilden. Im jungen sowjetrussischen Sozialismus sehen wir einen leidenschaftlichen Kampf *für* die Heranbildung qualifizierter Kaders. Der faschistische Staat kämpft ebenso entschlossen – *gegen* die Kaders! Die Drosselung des akademischen Nachwuchses ergibt sich aus folgender Zahlenzusammenstellung mit brutalster Klarheit:

Jahr	Studierende pro 100.000 Einwohner
1913	89,1
1914	93,1
1920	166,9
1921	141,7
1922	132,0
1923	114,3
1924	112,5
1925	114,8
1926	131,2
1927	84,5 ²

Nachdem 1921-22 bereits ein gewisser Rückgang gegenüber der hohen Ziffer von 1920 eingetreten war, hat die „Kulturpolitik“ des Faschismus die Einschränkung der Kaderausbildung so weit getrieben, daß 1927 bereits ein Rückfall hinter die Vorkriegsziffern verzeichnet werden muß. Besonders instruktiv ist die Feststellung, auf welchen Gebieten der Faschismus den qualifizierten Nachwuchs am energischsten reduziert. Von 1921 bis 1927 ging die Zahl der *Naturwissenschaftler, Ingenieure und Aerzte* um 7163 auf 8548 zurück, also *fast um die Hälfte*. Dagegen *wuchs* die Zahl der Studierenden der Jurisprudenz (teilweise mit dem Ziel eines rein dekorativen Dokortitels) im gleichen Zeitraum um 416, auf 8933 Personen. 1927 war die Zahl der Studierenden der Rechtswissenschaft (!), zu denen noch 9497 Notariatsaspiranten kommen, größer als die Zahl aller technischen usw. Spezialisten insgesamt.³

² Michels, Italien von heute. S. 287.

³ Ebendort. S. 287.

In diesen *quantitativen* Angaben verbirgt sich bereits ein ganz bestimmtes *qualitatives Verhältnis*. Die faschistische „Ordnung produziert nicht nur weniger Kultur (wir nehmen dieses Wort zunächst in seinem allerallgemeinsten Sinn, den wir sogleich klassenmäßig präzisieren werden); sie produziert dieses Weniger zugleich in einer andersartigen, verschlechterten Weise. Zwar, war natürlich auch vor dem Oktober 1922 die herrschende Kultur Italiens eine bürgerliche Klassenkultur. Schule und Universität dienten auch [12:] damals der Propaganda der Ideen der herrschenden Klasse. Ferner müssen selbst im Faschismus zusammen mit allen prokapitalistischen Lügen doch *gewisse* sachliche Informationen notgedrungenermaßen übermittelt werden, da der materielle Produktionsprozeß sonst überhaupt nicht fortbestehen könnte. Allein mit der Proklamierung der offenen Diktatur der Bourgeoisie tritt innerhalb der *klassenmäßig gleichartigen* Gesamtsituation doch eine spezifische Verschärfung ein. Der Abbau der bürgerlichen Scheindemokratie, der Uebergang zur unverhüllten Methode der bürgerlichen Klassendiktatur bringt mit sich eine entsprechende Umgestaltung der Ideologie und aller Ideologie fabrizierenden Kulturinstitutionen.

Vernichtet wird die legale Verbreitung proletarisch-revolutionärer Gedanken. Vernichtet wird die klassenbewußte Presse, Literatur, Agitation und Propaganda des Proletariats. Verhindert wird mit verdoppelter Schärfe jeder Aufstieg proletarischer Elemente in höheren Schulen und Universitäten. Die Unterdrückung der im Entstehen begriffenen Einheitsschule hat der Faschismus offen damit gerechtfertigt, daß es für die Jugend der gebildeten Schichten nicht günstig sei, wenn man sie mit den Kindern der Werktätigen zusammenbringe, da man sie dadurch „in wichtigen Entwicklungsjahren künstlich nach unten ziehe“.⁴

Dies der erste Schritt zur Absonderung der Kinder der Bourgeoisie von den Kindern des Proletariats und der armen Bauern. Ein zweiter Schritt besteht in der Begünstigung der Privatschulen, die neben den staatlichen Schulen im faschistischen Italien üppig wuchern. Den dritten Schritt bilden sehr verschärfte Prüfungsbestimmungen, die der Faschismus sofort nach der Regierungsübernahme erließ. So hält man auf der einen Seite die Kinder der Werktätigen planmäßig in schlechten „Volksschulen“ fest, wo das quantitativ Wenige zugleich völlig von faschistischer Ideologie durchtränkt wird – besonders bemerkenswert ist in diesem Zusammenhange die Einführung eines zwangsweisen Religionsunterrichtes in den Schulen, der vorher nicht existiert hatte – während man auch für den Nachwuchs des Mittelstandes in immer geringerem Maße eine qualifizierte Verwendung weiß.

Ueber die soziale Zusammensetzung der *Studentenschaft*, die unter dem faschistischen Regime die italienischen Hochschulen besucht, schweigt die faschistische Universitätsstatistik. Sie schweigt aus guten Gründen. Der faschistische Universitätsprofessor Michels stellt fest, daß „*Bauern und Arbeitersöhne*“ *unter den Studierenden gegenwärtig nicht zu finden* sind.⁵ Michels sucht angesichts dieser peinlichen Tatsache durch Wiedergabe einer Stichprobe von 1913 den Eindruck zu erwecken, als habe ein solcher Zustand auch vor dem Kriege bereits bestanden. Demgegenüber muß jedoch festgestellt werden, daß erstens die von Michels 1913 gemachte Stichprobe durchaus keinen repräsentativen statistischen Wert besitzt (womit wir die einseitig bürgerliche Zusammensetzung der italienischen Universitäten vor dem Kriege gewiß nicht in Zweifel ziehen wollen), und daß zweitens Michels es sorgsam vermeidet, von den freilich sehr bescheidenen, aber gerade in diesem Zusammenhang doch wichtige Unterrichtsreformen zu sprechen, die vor dem Marsche auf Rom unter dem Druck der revolutionären Massenbewegung eingeleitet waren. Das Eingeständnis des Professor Michels bleibt demgemäß doppelt bedeutsam. Bestätigt es doch, was wir auch von anderer Seite wissen, daß das faschistische System der Auslese quali-[13:]fizierten Nachwuchses die Kinder der Arbeiter und werktätigen Bauern mit der äußersten Härte und Treffsicherheit von jedem Aufstieg zu höherer Schulung ausschaltet.

Um- und Abbau der noch vorhandenen Kulturreste, das ist die Linie, auf der die faschistische Kulturpolitik sich zwangsläufig bewegen muß. Kein Zufall, sondern klassenmäßige Notwendigkeit daher, wenn an den italienischen Universitäten die Soziologie „nur in Rom und Padua mit je einem

⁴ Eschmann, A. a. O. S. 96,

⁵ Michels, A. a. O. S. 285 ff.

Lehraufgabe (!) ein sehr bescheidenes, kaum bemerktes Dasein fristet“.⁶ Die Tätigkeit – und Ergiebigkeit – der Gesellschaftswissenschaften muß unter der eisernen Ferse des Faschismus auf ihren tiefsten Punkt sinken. Bestimmte Wissenschaftszweige, wie die Soziologie werden schließlich, da ihre Fragestellung immer zu lästigen Resultaten führen kann, auch in der harmlosesten Form nur als Mauerblümchen noch formell geduldet.

Verfall aller schöpferischen Kräfte der Literatur, des Theaters, des Films. Während in den Zeiten schöpferischer Entwicklung der jungen bürgerlichen Gesellschaft Wissenschaft und Kunst als aus dem Leben kommende, dem Leben dienende Kräfte von der damals revolutionären Bourgeoisie enthusiastisch bejaht wurden, fürchtet man in der bisherigen Phase des Verfalls die Kontrolle der Ideologie durch eine bis zur Explosion widerspruchsvolle *Wirklichkeit*. *Die Kunst des Faschismus darf die faschistische Wirklichkeit nicht widerspiegeln!* So findet denn eine Flucht in private, konstruierte, historische Stoffe statt. Der Inhalt wird peinlich. Verschwommene, leere, abseitige Gehalte werden mit einem Wucherwerk formaler Künsteleien ebenso sehr ausgedrückt wie verhüllt. Die neue faschistische Kultur, sagt Herr Gentile ganz offen, ist nicht etwas Inhaltliches, sondern etwas Formales, „nicht Stoff, sondern Stil“.⁷ Es gibt keine feste Weltanschauung mehr.⁸ *Die Gesinnung der Gesinnungslosigkeit ist das einzige Programm.* „Wozu dient die Dichtung? Zu nichts.“⁹ Dichtung, Kunst, die Wahrheit werden „absolut“,¹⁰ ihr Dienst am Leben – angeblich – gleich Null.

Das Resultat ist eine Sterilisierung des geistigen Lebens, die man allerdings als ziemlich absolut bezeichnen kann. Die Form herrscht dermaßen stark vor in der Literatur des Faschismus, daß faschistische Berichtersteller selbst mit kaum verhüllter Besorgnis von der Entleerung der italienischen „Geistigkeit“ sprechen, daß sie wünschen, die Literatur des Faschismus möge „sich wieder stärker auf den Inhalt besinnen“. Der Florentiner Tecchi nannte kürzlich in einem Vortrage das „Streben zur durchgebildeten Form (!) den wesentlichen Zug des heutigen literarischen Schaffens“ in Italien¹¹. „*Man kann,*“ erklärt ein anderer Faschist, „*in der italienischen Literatur von heute kaum dem Einfluß des Zeitromans begegnen*“. Während die schöpferische Umwälzung in der Sowjetunion Wissenschaft und Kunst zu gewaltigen Spiegelbildern und Hebeln der gesellschaftlichen Entwicklung macht, fliehen die Künstler des faschistischen Italiens aus der trostlosen Wirklichkeit, die aus der „Revolution des Rhizinius“ hervorwuchs, ins „Reich der reinen Formen“. „Im allgemeinen hat man nach dem Marsch auf Rom für die politische Wirklichkeit viel mehr Interesse als für die Versuche, sie literarisch darzustellen. [14:] Zweifellos ist die italienische Literatur von heute eine Geschichte individueller Entwicklungen.“¹²

Auf den – scheinbaren – Inseln individueller Problematik und historischer Träume verblaßt und verblutet die schöpferische Begabung einer Klasse, die in ihrer Frühzeit aus den gewaltigen Inhalten der Epoche gewaltige Meisterwerke der Literatur, der bildenden Kunst, der Architektur hervorgebracht hat. Die Wertlosigkeit der faschistischen *Filmproduktion* beweisen die wenigen Kostproben, die selbst für den anspruchlosen deutschen Filmmarkt noch zu schlecht sind. Das faschistische *Theater* ist todkrank. „In Italien mehr noch als in den anderen Ländern der Welt (!) klagen Autoren und Kritiker über die Krise des Theaters“, schreibt ein faschistischer Fachmann. Nichtssagende Theaterstücke. Ein Versiegen der Regiekunst. Verfall der schauspielerischen Begabungen, an denen Italien „bis gestern (!) reich war“. Offen wird „die gegenwärtige Mittelmäßigkeit oder besser gesagt Aermlichkeit unserer Bühnen“ von faschistischer Seite zugegeben.¹³

⁶ Ebendort. S. 296.

⁷ G. Gentile, *Fascismo è cultura*. Mailand 1928. S. 55 ff.

⁸ Ebendort S. 62.

⁹ Ebendort S. 22.

¹⁰ Ebendort. S. 23.

¹¹ *Italienische Literatur von heute*. Bericht über einen Vortrag des faschistischen Schriftstellers B. Tecchi. („Frankfurter Zeitung“ vom 6. Februar 1932.)

¹² E. Rocca, *Die italienische Literatur von heute*. Italien-Sondernummer der „Literarischen Welt“ vom 27. Februar 1931.

¹³ S. d’Amico, *Das italienische Theater und seine Krise*. Italien-Nummer der „Literarischen Welt“.

Die faschistische Wirklichkeit ist, wie man sieht, auf kulturellem Gebiet der „Leistungen“ würdig, die in der Sphäre der materiellen Produktion festzustellen sind. Wenn nach Marx die bürgerliche Gesellschaft bereits in der Phase des Konkurrenzkapitalismus für Kunst und Wissenschaft nicht eben förderlich ist, so steigert sich der Widerspruch zwischen den technischen Möglichkeiten und der geistigen Wirklichkeit in der Epoche des Monopolkapitalismus, in der Epoche der schärfsten außen- und innenpolitischen Reaktion ins Groteske, Fast ist es zu wenig, von einer *Kulturkrise* zu sprechen. Was der Faschismus Italiens an kulturellen Elementen heute „produziert“, das rechtfertigt die Bezeichnung: *Kulturtod*. Die Kultur der herrschenden Klasse, quantitativ extrem verengt, ist qualitativ bis zur giftigen Schlacke eingeschmolzen.

Der materialistische Dialektiker bedenkt allerdings angesichts solcher Verödung und Leichenstarre eines: *auch der Tod ist nicht absolut*. Was heute in Italien stirbt, ist die Kultur einer herrschenden Klasse, die ihre letzten historischen Reserven erschöpft hat. Unter dem Schutt der ausgebrannten bürgerlichen Kultur glüht auch im faschistischen Italien die potentielle Energie eines proletarisch-revolutionären Kulturwillens, der, nachdem er *politisch* die Macht seiner Sklavenhalter gebrochen, nachdem er auf dem Fundament der *proletarischen Diktatur* die schöpferische Neugestaltung des *materiellen Lebens* im Sinne des Sozialismus begonnen hat, sehr bald auch zu *kulturellen* Großleistungen gelangen wird, zu Leistungen, die der Schöpfungen eines Dante, eines Michelangelo, eines Lionardo, würdig sind, ja, sie übergipfeln.

Ziffern aus dem Lande des Kulturbolschewismus

Die Gesamtauflage der Zeitungen betrug in der christlich-nationalen Aera Rußlands im Juli 1913 2.728.000 Exemplare; sie stieg in der Aera des Kulturbolschewismus auf 30.800.000.

Eine erschöpfende Darstellung. des Kulturbolschewismus lese man im 2. Band des Werkes „Die Sowjetunion“ von Hermann Remmele.

*

[15:]

KRIEG: AUF DER ERDE UND IN DER LUFT

Der Kapitän des Flugbootes „Do X“, Friedrich Christiansen, berichtete einem Ullsteinreporter über die erste Ozeanreise mit dem Flugboot von Amerika aus u. a. folgendes: „... Dann waren wir bald in Calshot, der englischen Marinestation bei Southampton, wo ich einige Fliegerkameraden, die ich während des Krieges abgeschossen hatte, wiedertraf. Wir wurden rührend aufgenommen ...“

(„Tempo“, Ausgabe vom 25, Mai 1932)

Was heißt das? Und warum folgt darauf ein Gedicht?

Das heißt: Sehet! So ist das maskenlose Gesicht

Der Männer, die es sich nicht verhehlen

So nebenbei, ganz nett ... vom Krieg zu erzählen!

Damals, im Krieg –

Da gingen die Soldaten im Nahkampf wie Tiger aufeinander!

Zerrissen sich mit Handgranaten!

Und mußten durch Gas und Schlammgräben waten!

Das war auf „Gottes heil’ger Erde“ ... der Krieg!

Auf Gottes belgisch-französischer, russischer Erde ...

In der Luft hatte der Krieg eine andere Gebärde!

Da gab es kein Giftgas und keine Gräben voll Schlamm,

In der Luft gab es Flugmaschinen und – Offiziere!

Gingen die auch aufeinander los, wie die Tiere?

War das auch so ein Massenmord?

Da schoß man sich ab ...

Fair ... mit Maschinengewehren.

Für den „Pour le Mérite“ und so ähnliche Ehren!
 Und hatte man Pech ... und kam nicht nach Haus,
 Na, dann war's eben aus ...
 Dann brachte die Zeitung die traurige Kunde
 Und der alböse Feind – – – flog 'ne Ehrenrunde! ...
 Und; warf einen Kranz mit Schleifen hinab!
 Dem „ritterlichen Gegner ...“ aufs Fliegergrab ...
 (Die Soldaten kamen ins Massengrab!)
 Heute, nach Jahren besuchen sie sich – –
 Die deutschen Flieger – besuchen die Entente-„Sieger“ ...
 Von Feindschaft keine Spur –
 Sie werden „rührend aufgenommen ...“
 Auch das gehört zur – Kultur ...!
 Heut! Sitzen die Weltkriegssoldaten vor leeren Tischen!
 Die einmal vorne, im Schützengraben
 Für die „Vaterländer ...“ geblutet haben!
 Was heißt das? Und warum hörtet ihr das Gedicht?
 Das heißt: Sehet! Das ist das wahre Gesicht
 Einer Schicht, die den neuen Krieg mit Jubeln begrüßt!
 Denn Krieg mit Bomben, Giftgas, Lügen und – mit Dollarlohn!
 Den Krieg gegen die Sowjetunion!
 Das heißt: Wenn wir, die proletarischen Massen
 Uns Krieg und Zuchthaus gefallen lassen!

H. R.

(Aus: Proletarische Literatur im Osten, Nr. 2.)

*

[16:]

UMBAU DER LITERARISCHEN UND KÜNSTLERISCHEN ORGANISATIONEN IN DER SOWJETUNION **ANDOR GABOR**

Am 23. April d. J. erschien eine Verordnung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, die die bisher bestehenden Sonderorganisationen der proletarischen Schriftsteller und Künstler auflöst. Mit dieser Verordnung ist einer kampf- und lehrreichen Entwicklungsetappe der Sowjetliteratur ein Schlußstein gesetzt und die Literatur betritt eine neue, höhere Stufe ihrer Entfaltung. Nur die Sowjetfeinde in den kapitalistischen Ländern, die bereits seit 15 Jahren den Tod der Räteherrschaft wittern, können in dieser klaren Maßnahme des Fortschritts einen Akt des Zurückweichens erblicken. Sie tun es, indem sie von der „Entbolschewisierung“ der Sowjetliteratur sprechen, wo in Wirklichkeit die Auflösung der bisher notwendig gewesen und durch die Entwicklung überflüssig gewordenen Sonderorganisationen der proletarischen Schriftsteller gerade den Beweis der fortschreitenden Bolschewisierung der ganzen Sowjetliteratur liefert.

Jeder, der diese Literatur nur einigermaßen kennt, muß zugeben, daß in den letzten Jahren, die mit der erfolgreichen Durchführung des Fünfjahrplanes zusammenfallen, die Literatur nicht nur quantitativ ein für kapitalistische Länder einfach unbegreifliches Wachstum erreichte, sondern, daß auch qualitativ hochstehende Werke entstanden sind, Werke einer bis in ihr tiefstes Wesen neuen Literatur, die die Schwierigkeiten und die Erfolge des sozialistischen Aufbaues auf einem emporgewachsenen künstlerischen, also auch weltanschaulichem Niveau widerspiegeln. Diese neue Literatur ist groß und mächtig geworden und hat die volle Kraft, auch ohne organisatorische Sondermaßnahmen mit den etwaigen Resten der siegreichen Arbeiterklasse und Bauernschaft feindlich gesinnten Elementen fertig zu werden.

Wozu waren die proletarischen Sonderorganisationen bisher notwendig?

Darauf gibt die Verordnung des Zentralkomitees eine kurz zusammengefaßte, trotzdem aber erschöpfende Antwort:

„Vor einigen Jahren, als in der Literatur der Einfluß der fremden Elemente, besonders der in den ersten NEP.-Jahren aufgelebten, bedeutend war, wobei die Kader der proletarischen Literatur noch schwach gewesen sind, hat die Partei den Aufbau und das Erstarren besonderer proletarischer Organisationen auf dem Literatur- und Kunstgebiet unterstützt, um die Positionen der proletarischen Schriftsteller und Künstler zu stärken.“

Diese Unterstützung war nie mechanisch, nie als künstliche „Aufpöppelung“ einer proletarischen Literatur gemeint. Die erste EntschlieÙung der Partei, die sich mit der Literatur vor mehreren Jahren, gerade in der Zeit dieser Unterstützung, beschäftigte, hat das Programm der Unterstützung auf diese Weise umrissen:

„Den proletarischen Schriftstellern gegenüber muß die Partei folgende Stellung einnehmen: indem sie ihre Entwicklung in jeder Weise unterstützt, hat sie das Aufkommen eines kommunistischen Dünkels, als einer außerordentlich schädlichen Erscheinung mit allen Mitteln zu verhindern. Gerade weil die Partei in den kommunistischen Schriftstellern die zukünftigen geistigen Führer der Sowjetliteratur sieht, muß sie mit allen Mitteln die leichtsinnige Geringschätzung der alten Kulturerbschaft und der Spezialisten des künstlerischen Wortes bekämpfen. Ebenso muß auch jene Auffassung verurteilt werden, die die Wichtigkeit des Kampfes um die geistige Hegemonie der proletarischen Schriftsteller unterschätzt. Die Losung der Partei muß lauten: gegen die Kapitulationsstimmung einerseits, andererseits gegen den kommunistischen Dünkel! Die Partei muß auch gegen jeden Versuch einer rein treibhausmäßigen ‚proletarischen‘ Literatur an-[17:]kämpfen. Alle Erscheinungen in ihrer ganzen Vielfältigkeit breitest zu umfassen, sich nicht hinter die Zäune einer einzelnen Fabrik einzusperren, nicht Literatur einer einzelnen Zeche, sondern die der kämpfenden, mächtigen, die Bauernschaft führenden Klasse zu sein: das müssen die Rahmen des Inhalts der proletarischen Literatur sein.“

In derselben EntschlieÙung wurden auch die Ratschläge gegeben, wie sich die proletarische Literatur gegenüber den „Mitläufern“ zu verhalten hat, wenn sie sie vorwärtsbringen, verarbeiten und verschmelzen will:

„In bezug auf die ‚Mitläufer‘ muß beachtet werden:

1. Ihre Verschiedenartigkeit,
2. die Bedeutung vieler unter ihnen, als qualifizierte ‚Spezialisten‘ der literarischen Technik,
3. Das Vorhandensein von Schwankungen in der Schicht dieser Schriftsteller.

Die allgemeine Direktive muß hier ein taktisches und vorsichtiges Verhalten sein, d. h. eine Stellungnahme, die die Bedingungen des möglichst raschen Ueberganges zur kommunistischen Ideologie schaffen würde. Durch Absonderung der zur Zeit sehr unbedeutenden antiproletarischen und gegenrevolutionären Elemente, im Kampf gegen die neue bürgerliche Ideologie, die sich bei einem Teil der Mitläufer bildet, muß sich die Partei gegen die ideologischen Uebergangsformen tolerant verhalten, den Mitläufern geduldig helfen, diese Formen im Prozeß der immer engeren Zusammenarbeit mit den Kulturkräften des Kommunismus zu überwinden.“

Bei Beantwortung der Frage, wie diese Aufgaben ausgeführt worden sind, müssen zwei verschiedene Entwicklungslinien eingeschaltet werden. Die der sozialistischen Wirklichkeit unter Leitung der Partei und die der proletarischen Schriftstellerorganisationen. Die erste entsprach den in der Resolution gestellten Aufgaben vollkommen. Der Aufbau schuf den möglichst raschen Uebergang zur kommunistischen Ideologie, umknetete die Mehrheit der Mitläufer zu Bejahern und Freunden der Sowjetmacht, die in ihrem Schaffen die Sache des kämpfenden Proletariats vertraten. Haben auch die proletarischen Sonderorganisationen in Literaturtheorie und Praxis große Verdienste erworben, so muß andererseits festgestellt werden, daß sie den hier geschilderten Prozeß, der außerhalb ihrer Rahmen vorgegangen ist, nicht genügend bemerkt und anerkannt haben. Noch die letzte Losung der WAPP. (Allsowjetistische Assoziation Proletarischer Schriftsteller) lautete in bezug auf die Mitläufer:

„Entweder Verbündete oder Feinde!“

Klar, daß die beispiellose geistige Umwälzung der Sowjetunion, die Umwälzung, die nicht für einen Tag stehen bleibt und alle Hemmnisse fortspült, eine so starre, undialektische Regel nicht zuläßt. Wer sie aufstellt, isoliert sich. Wer sich isoliert, wird zum Hindernis der Entwicklung. Wer zum Hindernis wird, muß aus dem Wege geschafft werden. Deshalb erklärt das Auflösungsdekret der Partei:

„Gegenwärtig aber, wo es bereits gelungen ist, die Kader der proletarischen Literatur und Kunst zu entwickeln, wo aus den Werken, Fabriken und Kollektivgütern neue Schriftsteller und Künstler entwachsen sind, wurden die Rahmen der bestehenden proletarischen Literatur- und Kunstorganisationen zu eng und verhindern einen ernsthaften Aufschwung des künstlerischen Schaffens. Dieser Umstand birgt die Gefahr in sich, daß die genannten Organisationen, statt die höchste Mobilisierung der Schriftsteller und Künstler für die Aufgaben des sozialistischen Aufbaues zu bewerkstelligen, zu Mitteln der Pflege der Zirkelabgeschlossenheit werden und sich von den politischen Aufgaben der Gegenwart, wie auch von bedeutenden Gruppen der mit dem sozialistischen: Aufbau sympathisierenden Schriftsteller und Künstler losreißen.“

[18:] Die zukünftige Organisationsform der Sowjetliteratur ist, von dieser Verordnung an, ein einheitlicher Verband aller Schriftsteller, die die Sowjetmacht als Plattform anerkennen und gewillt sind, am sozialistischen Aufbau teilzunehmen. Das sind und das müssen alle Schriftsteller sein, soweit sie im wahren Sinnes des Wortes Schriftsteller bleiben wollen, denn ohne diese beiden Grundvoraussetzungen ist es ihnen künstlerisch unmöglich, die Sowjetwirklichkeit zu erfassen und zu gestalten.

Es ist selbstverständlich, daß den führenden ideologischen Kern dieses einheitlichen Verbandes die ideologisch fortgeschrittensten Kommunisten bilden und sicher, daß durch diese neue Organisationsform die Gefahren, die die Verordnung andeutet, vermieden werden. Auf den erweiterten Grundlagen wird das stolze Gebäude der Sowjetliteratur sich noch höher erheben können.

*

GESCHICHTEN AUS EINEM SPEDITIONSHAUS

WALTER PHILIPP

Früher war die Speditionsfirma Köneke sehr groß. Vierzig Paar Pferde schleppten schwere Lasten durch die Stadt und die Leute zogen ehrfurchtsvoll den Hut, wenn sie Herrn Köneke begegneten.

Dann kam der Krieg. – Umsturz. Herr Köneke starb. Sein Begräbnis war ein gesellschaftliches Ereignis. Der Geistliche hielt eine rührende Ansprache.

Er rühmte dem Toten Pflichttreue und große Wohltätigkeit nach. Seine Angestellten können nicht widersprechen. Man hat sie zum Sprechen nicht eingeladen.

Unterdessen versucht Fritz Köneke jun. betrübt dreinzusehen, während er im Geiste an einer Vermögensbilanz arbeitet.

Die letzten Erdschollen kollern auf den Sarg und Fritz Köneke läßt entmutigt den Kopf hängen. Viel Kapital bleibt nicht mehr! Resigniert nimmt er die Kondolenzwünsche entgegen.

Nun heißt die Parole: Sparen! Fünfundachtzig Beamte fliegen aufs Pilaster. Zwei begehen Selbstmord.

Eine sozialistische Zeitung erklärt Köneke als Mörder. Dieser zuckt die Achseln. Dummköpfe! Als ob etwa er für die Weltkrise verantwortlich wäre! Er warnt davor, ihn zu reizen, – gibt er doch noch immer dreißig Leuten Brot. Die Presse schweigt. Das Geschäft geht wieder besser. Herr Köneke nimmt Gottfried Seibel als Beamten auf. Gottfried ist mit seinen zwanzig Jahren noch ein großes Kind.

Er hatte als Junge gelernt, daß man nur brav, fleißig und anständig sein müsse, um es zu etwas zu bringen. Daran glaubt er felsenfest.

Mit seinem Eintritt bei Köneke brachte er es auf 130 Mark brutto. Sein Traum ist, sich nun einen besseren Anzug kaufen zu können, als den zerschlissenen, den er jeden Tag trägt. Er hofft nämlich

insgeheim auf eine Gehaltserhöhung, um seinen Wunsch verwirklichen zu können. So ein Optimist ist er. Aber es sollte anders kommen. Gottfried lernt denken. Und das Leben um ihn bietet ihm Stoff genug. Da ist sein Kollege Schwanke. Ein strohblonder Bursche mit blauen Augen. Er ist Nationalsozialist.

„Wir müssen uns mit den Unternehmer einigen“, erklärt er des öfteren Gottfried – „das können wir erst, bis wir mit den Juden fertig geworden sind. Die sind an allem schuld. Haben wir die einmal raus, kommt Adolf Hitlers Diktatur im dritten Reich. Dann schlagen wir noch den Franzosen in die Fresse und alles ist gut.“ Gottfried lächelt. Sein Kollege erscheint ihm etwas naiv.

Aber auch Herr Köneke steht dem, Nationalsozialismus sympathisch gegenüber. „Eine gesunde Bewegung“ meint er. Schwanke ist seit 10 Jahren [19:] bei der Firma. Seit fünf Jahren will er heiraten. Aber erst muß er monatlich 200 Mark haben – so hat er mit seiner Braut ausgerechnet. Herr Köneke verhält sich ablehnend. Da gelingt ihm ein großes Geschäft und in seiner ersten Freude bewilligt er die Gehaltserhöhung. Das tut ihm später leid. Er läßt Schwanke in's Chefzimmer holen. Die Erhöhung gelte natürlich erst dann, bis er sich überzeugt habe, daß Schwanke seinen Pflichten wirklich eifrig nachkomme. Köneke pflegt täglich gegen zehn ins Büro zu kommen. Am nächsten Tage erscheint er schon in früher Morgenstunde und kontrolliert mit der Uhr in der Hand.

Schwanke war die Nacht mit seiner Braut zusammen. Sie hatte sich ihm endlich hingegeben, da sie nun sowieso heiraten werden. Schwanke verspätet sich morgens um fünf Minuten. Köneke muß ihm leider die zugesagte Erhöhung aus prinzipiellen Gründen wieder sistieren.

Gottfried versucht seinen Kollegen zu trösten.

„Kleine Auseinandersetzung mit Kollegen Unternehmer? Tut nichts – wo Ihr doch beide Deutsche seid!“ Schwanke wirft die Türe zu. Am Abend spielt er nachdenklich mit seinem Revolver.

Ein interessanterer Typ ist unstreitig Prokurist Teiteles.

Er stammt aus einem kleinen polnischen Nest und hat Jahre hindurch gehungert und intrigiert, bis er Prokurist wurde. Er kontrolliert, ob die Leute pünktlich kommen, er beobachtet ihr Arbeitstempo und notiert sorgsam, wann sie abends aus dem Büro gehen. Nichts entgeht seinen unruhigen Augen und täglich berichtet er dem Chef, was er Neues weiß. Manchmal schreit Köneke mit seinem Prokuristen derart, daß die Wände zittern.

Die kleine unterernährte Stenotypistin wird blaß. Sie kann vor Nervosität nicht weiterschreiben. Nach wenigen Minuten geht die Türe des Chefzimmers auf. Die hagere Gestalt Teiteles' schiebt sich heraus. Er setzt ein triumphierendes Lächeln auf. „Nu sag ich's nicht!“ E feines Köppel hat unser Chef! Da können wir uns alle verstecken!“ Seine Liebe zu Köneke ist eben nicht umzubringen. Dann verzehrt er laut schmatzend ein Butterbrot. Gottfried denkt unwillkürlich an eine fletschende Hyäne. Aber er hütet sich davon zu sprechen. Sein Blick fällt auf den hustenden Müller, der eben Blut spuckt. Ein braver, fleißiger Mensch, dessen Arbeitskraft eine große Familie versorgen soll. Vor einigen Monaten ist ihm ein Malheur passiert. Er hat die Nachnahme einer größeren Summe einzuheben vergessen. Das Geld ging verloren. Herr Köneke hat fürchterlich mit dem fast doppelt so alten Mann geschrien. Gottfried ging hinaus. Er konnte das nicht mehr anhören. Die Stenotypistin bekam einen Weinkrampf. Schließlich einigt sich Köneke mit Müller. Er entläßt ihn nicht, zieht ihm aber den vollen Schadensbetrag in Raten ab. Müller sollte im Sommer unbedingt nach Italien fahren, um sich endlich einmal auszukurieren.

Nun sitzt er da und spuckt Blut. „... nicht mehr lange!“ flüstern die Kollegen. Aber Köneke zieht unentwegt Rate für Rate ab. Sollen die Kerle aufpassen! Basta! Man schickt Müller zur Gewerkschaft. Der überbürdete Sekretär hört ihn fünf Minuten an. Ob er Mitglied sei? Rot glänzen die Beitragsmarken in Müllers Legitimation. Schön: „Nun“, – der Herr Sekretär hält „in der jetzigen krisenhaften Zeit eine voreilige Klage nicht nur allein für unnütz, sondern auch insbesondere für zwecklos“... Der Herr Sekretär liebt schöne Phrasen. Müller bedankt sich und geht. Andere Leute drängen sich vor. In der Kanzlei wird ein Brief diktiert: „... als schöner Erfolg ist zu werten, daß achtzig von hundert Rechts-

streitigkeiten durch die Gewerkschaft einem befriedigendem Ergebnisse zugeführt werden konnten.“
... Müller stampft schwerfällig die Treppe hinab. Sein Fall liegt offenbar außerhalb der 80 Prozent.

[20:] Nach fünf Wochen stirbt er ... Köneke drückt der weinenden Witwe zehn Mark in die Hand.

„Ich gab ihr eine Abfertigung“, obwohl Müller mir noch viel Geld schuldig wäre!“ erklärt er seinen Angestellten pathetisch. Man sollte sehen, daß Köneke sozial eingestellt sei. „Rauhe Schale um einen guten Kern“, denkt er und wird wieder einmal über sich gerührt.

Müllers Kollegen sprechen pflichtgemäß über Könekes Großmut und wie gut es sei, so eigen Chef zu besitzen. Nur hie und da wird gespöttelt. Herr Köneke merkt das nicht. Aber Teiteles läßt unstedt seine Augen wandern und notiert. Am Monatsende wird es wieder einige Kündigungen geben.

Inzwischen sieht Frau Müller fassungslos auf den Zehnmarkschein. Sie will ihn Herrn Köneke ins Gesicht werfen. Dann sieht sie die großen Augen ihrer hungernden Kinder vor sich. Sie steckt den Geldschein ein und eilt wortlos weg. Köneke ist entsetzt. Das ist also der Dank für seine Güte! Er zieht ein Notizbüchlein hervor und notiert mit großen, steilen Buchstaben: Gutmütigkeit schadet. Dann klappt er den Rollschreibtisch zu und begibt sich zum Mittagessen.

Bei Müllers Leichenbegängnis kommt Gottfried neben dem alten Expedienten zu stehen, der seit vierzig Jahren klaglos seinen Dienst im Hause Köneke versieht. Was er Gehalt habe? will Gottfried wissen. 160 Mark! antwortet der Alte leise. Gottfried verbrennt Abends seine sämtlichen Lesebücher und beschließt ein anderer Mensch zu werden.

„Er besucht kommunistische Versammlungen!“ meldet Teiteles seinem Chef. Und beide beschließen Gottfried zu stellen.

Eines Tages hat Gottfried einen größeren Betrag für Köneke zu erlegen. Er führt den Auftrag ordnungsgemäß durch. Seinen Bon erhält er von Köneke nicht zurück. Am letzten wird ihm dieser Betrag vom Gehalt abgezogen. Er stürzt zum Chef. Will ihm beweisen, daß er den Betrag ordnungsgemäß abgeführt hat. Köneke lächelt überlegen. Die Quittung interessiert ihn nicht. Es kann sich auch um eine andere Einzahlung handeln. Teiteles hat sich neben dem Chef gestellt und sieht höh-nisch auf Gottfried. Dieser bemerkt, daß es sich um eine abgekartete Sache handelt.

Hier wird ihm ganz klar und offensichtlich Unrecht getan. Er sieht Müllers fahle Leiche vor sich. Gestorben im Dienste des Kapitals. So werden sie alle ausgebeutet, belogen und betrogen. Elende! Parias! Wer schert sich um sie! Dort thront feist und unnahbar das Kapital. Der dort genießt alle Freuden des Lebens. Köneke hat die teuerste Kokotte der Stadt. So bringt er das Geld wieder herein. „Gauner!“ „Betrüger!“ schreit Gottfried. Teiteles zuckt nervös zusammen und verschwindet. Sicher ist sicher!

Die Angestellten eilen ins Chefzimmer. Gottfried holt aus und versetzt Köneke eine schallende Ohr-feige. Dieser wird blaß und weiß momentan nicht, was er tun soll. Er ist noch nie von einem Ange-stellten gehorft worden. Mechanisch greift er nach seinem Notizbuch, als ob er dort etwas eintra-gen müßte. Dann erhebt er sich.

„Sie sind entlassen!“ erklärt er heiserer Stimme. Gottfried kommt aus dem Taumel, in den er geraten war, wieder zu sich. Er betrachtet die Gesichter seiner Kollegen. Sie sympathisieren alle mit ihm. Aber keiner getraut sich, etwas zu sprechen. Sie verdienen wenig und plagen sich schwer, aber sie hängen an ihrem Posten. Man hat sie gelehrt, ihre Ketten zu lieben. Sie können nichts dafür.

Gottfried schließt leise die Türe hinter sich zu.

*

„... es gibt immer noch genug Menschen in unserer deutschen Volksgemeinschaft, denen der Stahlhelm genau so gut zu Gesicht steht, wie dem Bamberger Reiter die Krone.“

(Prof. Dr. Dr. h. c. Schultze-Naumburg.)

Der nationalsozialistische Antrag im Preußischen Landtag, an den Staatsbühnen keine ausländischen oder fremdstämmigen Künstler mehr zu beschäftigen und keine dementsprechenden Stücke zu spielen, ist nicht der erste und nicht der entscheidende Schritt auf dem Wege zur Faschisierung des bürgerlichen Theaters. Diese wird seit Jahren systematisch betrieben und hat bereits mehr erreicht, als der vom Kulissenzauber geblendete, auf „Kunst an sich“ eingestellte Theaterbesucher sich träumen läßt.

Worin besteht die Faschisierung des Theaters? Im Spielplan. In der Rollenbesetzung. In der Kunstpolitik der von Nazis beherrschten Theaterdeputationen der Länder und Kommunen, die den Zuschuß drosseln oder freigebig erweitern können. Gibt es Prinzipien, nach denen hier verfahren wird? Ja, es gibt ein Prinzip, das der „Völkische Beobachter“ in einem Aufsatz „Das Ende des Systemtheaters“ kundtut:

„Marschierten heute nicht unsere braunen Bataillone,“ heißt es da, „so wäre jedes Wort wider das undeutsche Wesen der kulturellen Anstalten ein lächerliches Unterfangen ... Recht eigentlich *den SA.-Männern als dem sinnfälligsten Ausdruck des erwachten Deutschland* ist es zu danken, wenn in unseren Theatern deutscher Geist einzieht.“

Es ist das Prinzip des Weiße-Mäuse-Loslassens, des physischen braunen Terrors. Es ist das Rüstzeug der Barbaren, mit dem das Theater vom Faschismus erobert wird. Dieses Rüstzeug wird im Rampenlicht zur schimmernden Wehr für Wagner-Opern und Wildenbruch-Deklamation, für Schwertgeklirr und Wogenprall. Wie auf ökonomischem und politischem Gebiet zeigen sich auch hier die Nazis ohne festes Programm einfach als Preisfechter der Reaktion. Der Intendant F. Sioli stellt dem „Ende des System-Theaters“ „Gedanken zu einer deutschen Spielplangestaltung“ gegenüber. Aus dem Gewirr seiner schlecht stilisierten Phrasen schält sich als Kern nur die Feststellung, daß „die deutsche Volksseele“ in Szene zu setzen sei und daß einer derartigen Spielplangliederung „aufbauende Kraft und reizvolle Mannigfaltigkeit“ zugrunde zu liegen habe. Sioli fährt fort: „Als Themen für eine solche Spielangliederung ließen sich nennen: das Führerproblem, Deutsche Heldensage, Liebe deutscher Menschen, Deutscher Gottesglaube.“ Fürwahr, ebenso reizvoll wie mannigfaltig, und das gleicht angeblich der Erfüllung eines „anderthalb Jahrhunderte gehegten Wunschtraums: der Begründung des deutschen Nationaltheaters.“

Was sich im vorigen Jahr unter dem Namen Deutsches Nationaltheater in Berlin am Schiffbauerdamm – finanziert von Hugenberg, den Hohenzollern und Hitler – aufgetan und alsbald wieder zur sanften Ruhe gebettet hat, war vorletzte Schmiere, nicht wert, ernsthaft diskutiert zu werden.

Darauf könnte man mit *Lessing* antworten: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß vom sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen haben zu wollen.“

Viel ernsthafter ist dagegen zu diskutieren, was sich in den Kinos und im Rundfunk abspielt und auf den Bühnen des Reiches, die von den proletarischen Massen kaum zu kontrollieren sind, weil die ja kein Geld für Theaterbesuch haben, aber durch Steuerzahlungen die Zuschüsse stellen müssen. Von Ham-[22:]burg nach München, von Mainz nach Gleiwitz (sofern die Theater nicht bereits finanziell zusammengebrochen sind) ziehen sich Längs- und Querstriche, und es kommt immer wieder dasselbe heraus: das raffiniert faschisierte Kriegsdrama, das im letzten Spieljahr „*Die endlose Straße*“ hieß. Kriegsstücke gibt's freilich mancherlei, von der Militärhumoreske bis zum verballhornten Wilhelm Tell. Aber das faschistische Kriegsstück trägt ganz spezifische Züge. Es zeigt „die Erdolchung der Front“ durch die *Etappe* und erhebt den jungen Frontoffizier zum Helden, der in Dreck und per

Gulaschkanone anrollendem Speck immer gute Laune und Pflichtbewußtsein markiert. Volksgemeinschaft im Schützengraben. Ja, wenn *alle* Offiziere so wären, sagt der pazifistische Kleinbürger – da hat ihn die faschistische Ideologie schon beim Wickel. Sie hat ihn auf kaltem Wege gewonnen. Denn „Die endlose Straße“ ist ein Stück desselben Systemtheaters, das zu bekämpfen die NSDAP, vorgibt. Wie auf allen anderen Gebieten zeigt sich auch hier, daß die Nationalsozialisten letztes Bollwerk dieses Systems sind.

Ihren primitiven Anhängerschichten gegenüber betonen sie auf dem Theater offen die unmittelbare Nazi-Ideologie. Da spielen sie ein Volksstück „Horst Wessel“, bei dem SA. in voller Uniform über die Bühne marschieren. Dem ästhetischen Bürger servieren sie gleichzeitig die abgestandenen Werte „ewiger Kunst“, wie sie sie auffassen, weil der Bürger im Theater keine unmittelbare Politik will, sondern „Erhebung“ sucht. Um so eifriger betreiben sie dafür in allen Fällen die schärfste terroristische Personalpolitik an den Theatern.

„Gegen die Pfründenwirtschaft“ – ist ein beliebtes nationalsozialistisches Schlagwort. An keiner Stelle wird ihre Gier nach Pfründen so deutlich wie beim Theater. Wie sich das spreizt, wenn sie ankündigen können, das „Pg. Hansgeorge von Wilcke, Presse- und Propagandawart der nationalsozialistischen Theaterfachgruppen, Gau Sachsen, als Bühnenbildner an das Landestheater Oldenburg verpflichtet wurde“. Wie sie den ganzen Theaterapparat mit ihren frechen Drohungen in Schach halten, wie sich die Theaterleiter – nicht erst seit heute und gestern – widerspruchslos von ihnen verge-waltigen lassen, was denn freilich keine Vergewaltigung mehr ist. Hierüber hat die RGO., Sektion Bühne, ein umfangreiches Material zusammengestellt, das beweist, wohin die Faschisierung des Theaters in Deutschland treibt; in denselben Abgrund wie in Italien, in den kulturellen Tod.

Ein Beispiel für viele: Das Münchener Staatstheater führte ein Stück des Theaterkritikers Josef Stolz-ing vom „Völkischen Beobachter“ auf. Die Nazis organisierten den Theaterbesuch und benutzten die Gelegenheit zu großen Hitler-Demonstrationen. In einer Besprechung dieser Aufführungen schrieb das „Berliner Tageblatt“: „Obwohl auch die gesamte Münchener Rechtspresse nicht umhin konnte, die absolute künstlerische Wertlosigkeit dieses ... Stückes zuzugeben, hatte dennoch die so-zialdemokratisch geleitete Münchner Volksbühne beschlossen, es ihren Mitgliedern vorzusetzen. Zur Begründung erklärte sie, ihre Mitglieder seien einer freien und unbefangenen Urteilsbegründung fähig, und sie halte diese ihre Geste der Loyalität für die einzig

DIE LINKSKURVE

wird in den nächsten Heften weitere Beiträge über die Faschisierung des Kulturlebens bringen.

*

[23:] richtige Antwort auf das wüste Geschimpfe der Nationalsozialist das „jüdisch-marxistische Theater.““

„Die SA.-Männer als sinnfälligster Ausdruck des erwachten Deutschland“ machen die Theater „mar-xistenrein“, marschieren mit Stahlhelm und Gewehr, Modell 98, als Statisten über die Bühnen – zur gleichen Zeit dirigiert *der Großindustrielle* Werner von Siemens ein klassisch „zeitloses“ Sinfonie-konzert. Er schwingt den Taktstock. Er gibt den Ton an. Und erst beides zusammengenommen ist die ganze Wahrheit über die Faschisierung des Theaters.

*

EIN DEUTSCHES „INSTITUT FÜR FASCHISTISCHE MYSTIK“?

A. KURELLA

„Im Menschen, der zusammengesetzt ist aus einem geistigen und seelischen Teil einerseits und aus einem materi-
enhaften Teil andererseits, hat der geistig-seelische Teil nicht nur die Macht über die materiellen Kräfte des
eigenen Körpers zu herrschen, er hat auch die Macht, jene materiellen Kräfte, die von außen, von der Natur
her, dämonisch in den Menschen hineinbrechen wollen, vom Menschen abzuhalten. Das ist notwendig. Denn da
die materiellen Kräfte in den Objekten der Natur keine geistig-seelische Macht über sich haben, die sie ordnet,
so können sie aus den Objekten hinaustoben und als die dämonischen Kräfte gegen den Menschen hinstürzen. Es
ist, als spürten sie, daß im Menschen eine Macht ist, die sie beruhigen und vielleicht auch erlösen kann. Jedenfalls
genügt es den materiellen Kräften nicht, daß nur ein Teil von ihnen, sozusagen als ihr Abgesandter, im

Menschen ist, wo er mit jener geistig-seelischen Macht zusammenkommen darf, die auch ein Abgesandter ist, aber ein Abgesandter der göttlichen Macht (wie breit und sicher muß der Mensch gebaut sein, daß er Unterkunft sein kann für die zwei Abgesandten des Himmels und der Erde!) es genügt ihnen nicht, sie wollen ganz und auf einmal im Menschen sein.

Die Sterne vor allem lassen ihre dämonischen Kräfte auf den Menschen herabstürzen ...“

Was soll uns, wird der Leser fragen, dieses mittelalterliche Kauderwelsch? Daß vor sechs und fünf Jahrhunderten die Menschen auf dem Standpunkt der Welterklärung des primitiven Höhlenmenschen standen und hinter jedem Baum, Blitz und Bären einen Geist vermuteten, daß sie sich auch den Menschen bewohnt dachten von „Abgesandten“ des Himmels und der Hölle, die miteinander rangen, um die Seele, der eine ins Paradies, der andre in den Rachen Satans zu zerren – das alles wissen wir! Aber seitdem hat das aufsteigende Bürgertum im Verlauf des Aufbaus einer neuen Produktionsweise, die Natur und den Menschen wissenschaftlich erforscht, hat die Theologie abgelöst durch die Philosophie und diese – für die Beherrschung der Natur – überflüssig gemacht durch die exakten Naturwissenschaften. Die weltverändernde Praxis der neuen, der bürgerlichen Klasse hat die Geistervorstellungen den Gottesspezialisten überlassen und sich der Naturwissenschaften bedient, auf denen praktisch ihre ganze Produktion beruht. Kein Ingenieur baut seinen Motor in der Annahme, daß er dort einen Abgesandten der Erde und des Himmels einsperren muß, der ihm die Radwelle dreht, und kein Propagandaleiter der Zentrumspartei arbeitet mit der Vor-[24:]stellung, er müsse aus den Objekten die heraustobenden, erlösungsgierigen, dämonischen Mächte von seinen Wählern fernhalten.

Wozu also solches Geschwafel des grauen Mittelalters hier ans Licht zerren, wo draußen auf den Straßen der Kampf der antifaschistischen Front gegen die Braunhemden tobt?

Nun – die Erzählung von den Abgesandten des Himmels und der Erde, die im Menschengehäuse herumtoben wie die feindlichen Abgeordneten im Preußischen Landtag, sie stammt nicht aus dem Mittelalter. Sie ist der Beginn des *Leitartikels im Feuilleton* der – „Frankfurter Zeitung“ vom 26. Juni Anno Domini 1932 (in Worten; Neunzehnhundertzwoanddreißig)!

„Gegen die Astrologie“ – so ist dieser Gallimatias des Herrn *Max Picard* (bekannt als „der letzte Mensch“) betitelt. So will dieser letzte Mensch beweisen, daß die Sterne zwar in den Menschen hineintoben, daß sie es aber nicht brauchen, daß der Mensch sich ihnen widersetzen muß und soll. Was ihn daran hindert und den Sternen wirklich eine schauerliche Macht über den Menschen gibt, ist, daß die materialistische Weltanschauung (der Bolschewismus! A. K.) noch da ist und die geistig-seelischen Mächte des Menschen zerstört“. Nun, meinerwegen, sagt der Leser, soll der Herr Picard sich der Front der Antibolschewisten anschließen, um die Welt vor der Astrologie zu retten. Seine Sorge! Aber nein. Die Astrologie ist nur ein Vorwand. Worum es Herrn Picard geht, ist etwas anderes. Herr Picard kämpft, seht ihr wohl, gegen den Faschismus! Seine „Philosophie“, die die „Frankfurter Zeitung“ am Kopf des Feuilletons der sehr gelesenen Sonntagsnummer abdruckt, ist seine Plattform zum Kampf gegen die Dämonen Hitlers und seiner SA. Denn wie kommt es überhaupt zum Sieg des faschistischen Gedankens?

„Ueberhaupt: die Neigung des Menschen heute zu den Dämonien, das Verfallenseins an die Dämonien des Blut- und Rassenrauschs, all das ist charakteristisch für den Menschen, in dem die geistig-seelische Macht vor den Dämonen kapituliert“, d. h. für den der materialistischen Weltanschauung verfallenen Menschen.

Rückkehr zum Mittelalter als Erlösung von den Schrecken der Zeit: Flucht in die Mystik um den „Blut- und Rassenrausch“ zu überwinden: Das ist die neue Parole der liberalen bürgerlichen Intelligenz.

„In unserer Zeit erwachen viele alte Dinge. Auch mitten in der weißen Welt regt sich etwas, man nennt es zuweilen neues Heidentum ... wo begänne man nicht zu ahnen, was es heißt, in einer entgoteteten Welt zu leben ...“

So *A. Paquet* in einem Artikel „Magische Symbolik“ vom 23. August 1931.

„Als Einbrecher ist der Geist in eine uralte Ordnung eingebrochen. Seitdem ist Unfrieden im Menschen ... Durchsetzen kann der Geist sich nicht mit Gewalt. Wollte er die Welt gewaltsam moralischen Gesetzen unterwerfen, so wurde sie noch böser ... Nur indem sich der Geist dem Bestehenden sacht einbildet, nur indem er „erfüllt“, so wie Jesus von Nazareth es meinte, kann er zu siegen hoffen ...“ So *Graf Keyserling* in „Südamerikanische Meditationen“.

„Rausch, Hingabe, magisches Sein, diese früheren seelischen Mechanismen, mit denen frühe Stufen der Menschheit ihr Leben lebten, verbannte man als geirliche Untaten aus den Worten und Worte wie ‚orgiastisch‘ und ‚mystisch‘ gebrauchte man als Schmähungen“ ... Ist jenes primäre Gefühl eines mythischen Zusammenhangs mit dem Kosmos ohne Rest verschwunden ...?“ So *G. Benn* in seiner Antrittsrede in der „Deutschen Dichterkademie“ und derselbe: „Der Tag wird kommen, wo ... die Ozeane diesen Meliorationsmodder ohne Gebrüll überfluten werden – o schöner Tag der Reue der Natur ... o Heimkehr der Schöpfung, wenn gelackte Doppelhorden unter Hakenschnabelmasken das Opfer bringen im Schrei des Totentiers“ in seinem Buch „Fazit der Perspektiven“.

[25:] Vor einem Monat schilderten wir hier, wie in Italien die Mystik zur Ideologie der kleinbürgerlichen Intelligenz geworden ist, die den Faschismus eigentlich nicht mag, seine einzig mögliche Bekämpfung im Bündnis mit der revolutionären Arbeiterschaft aber ablehnt. Sie „bekämpft“ den Faschismus, indem sie ihn „aufhebt“, indem sie ihn in ihrem Bewußtsein unschädlich macht, ihn magisch bannt, indem sie ihm einen Namen gibt.

Sind solche Aeußerungen, wie die oben zitierten eine „Linie“? Stehen wir vor der Gründung eines deutschen „Instituts für Mystik“, in dem die deutsche Intelligenz Urweisheiten ausbrüten wird, während draußen auf der Straße „gelackte Doppelhorden“ der SA. in Hakenkreuzschnabelmasken mit dem Schrei des Totentiers Adolf auf den Lippen Arbeiter zum Opfer bringen?

*

UNS GEHÖRT DAS GUT

G. GLASER

Wir lagen, Rücken auf Rücken, auf den dicken Ackerpferden. Kopf zwischen den Hügeln der Hinterbacken. Die Gäule wußten den Weg. Die Sonne heizte uns den Bauch. Hinter uns schaukelten, rechte Backe, linke Backe, Wiesen mit Kühen in Hürden, ganz am Rand rote Dächer, blaue, weiße, rote Flecke: die Kopftücher unserer Polinnen. Ein roter Fleck lief voraus, wurde zu einem Mädchen, das winkte und schrie: „Haallooh“. Lawjurka! Herum mit dem doofen Gaul, Lawjurka! Eichhörnchen! Sonne!

Es ist nicht so schön mit Pferd, Sonne und Lawjurka. Dreck ist es. Schuften. Die Polen wühlen sinnlos. Lawjurka kommt nicht mit, wir bleiben zurück. Vor uns schaffen die Weiber, Hintern in die Höhe. Staubige Beine bis zum Bauch. Hinter uns der Verwalter. Reitstiefel. Ein Hundesohn. Die Sonne kann von uns aus verrecken, diese Glut. Stundenlang. Man ist ganz wehrlos gegen diese Hetz. Die Polen sind Tiere.

Also endlich die Aersche ins Gras, und zu saufen. Pause. Es sind dieselben Polen wie voriges Jahr. Nur Lisa fehlt. Sie hatte einen Liebsten. Abgekratzter Fürsorgezögling. Nach einem Krach verriet sie ihn, und er mußte in die Anstalt zurück. Bald kam er aber wieder und knallte ihr vor den Latz. Sie war gleich tot. Fünfzehn Jahre für den Jungen. Die Polen sind alle so. Ohne Klassenbewußtsein. Wie soll man vorgehen. Der Hundesohn ist natürlich frech.

Ein Fetzen Bilderzeitung. Soldaten mit fünfzackigen Sternen am Helm. Arbeiter mit Gewehren. Der Fetzen lag da. „Unsere Brüder. Unser Vaterland. Für alle Arbeiter.“ Lawjurka, du? Eine Dunja! Man muß ihr einfach die Arme um den Hals legen vor aufgeregter Freude. Ein Komsomolzenabzeichen zeigen. Der Verwalter liegt zehn Meter weg. „Genosse.“ Und noch einer. Der Pferdejunge Micha.

„Halloh, weitermachen.“ Der Hundesohn mit der Uhr in der Hand. Weiterwühlen, Schweiß, Dreck, Heimgehen und eine Ueberlegenheit gegen diese Hundesöhne. Wir sind drei Junge. Zelle. Das Gut gehört uns.

Im Dunkeln tanzen die Polinnen. Langweilig, zu müde. Und singen Lieder wie Syrup. Mach sie still, Micha! „He du Knüppelchen, du grünes, wir helfen, wir helfen.“ He, Lawijurka.

*

[26:]

REPORTAGE ODER GESTALTUNG?

Kritische Bemerkungen anlässlich des Romans von Ottwalt

GEORG LUKÁCS

II.

Zufall und Notwendigkeit.

Der Mangel an Dialektik, den wir in Ottwalts Kritik der bürgerlichen Gesellschaft nachgewiesen haben, muß sich notwendigerweise in der Darstellung der eigentlichen Träger der Handlung, in der Verknüpfung dieser Gestalten miteinander, also in Komposition, Fabel und Gestaltung zeigen. Ottwalts – durchaus berechnete – Absicht ist, ein umfassendes Bild von allen Zweigen des deutschen Justizapparates zu geben. Demgemäß läßt er uns die Laufbahn seines Helden vom „Kriegsstudenten“ bis zum hohen Richterposten verfolgen, um im Laufe dieser Entwicklung die deutsche Justiz von allen Seiten zu beleuchten. Dieses Schema der Komposition und der Fabel bezweckt einerseits eine möglichst vollständige Vorführung aller Zweige und Stufen des deutschen Justizwesens, die er uns tatsächlich – von der juristischen Fakultät bis zum Strafvollzug – vorführt, andererseits soll die vollständige Anpassung der ab und zu aufbegehrenden Zentralgestalt an das bestehende System im Laufe dieser „Entwicklung“ demonstriert werden. Beide Seiten von Komposition und Fabel gehören eng zusammen und werden mit der gleichen – pseudowissenschaftlichen – Systematik durchgeführt. Die „Entwicklung“ des Helden ist von vornherein als Rechenexempel gemacht. Der Roman beginnt mit dem bereits in seiner vollendeten Anpassung zufrieden gewordenen Helden, um dann die genaue Landkarte mit dem Weg bis dahin pünktlich aufzuzeichnen. Die Komposition ist also bewußt als Rechenexempel gestellt: anfangs die These, dann der Beweis. Oder als Schachaufgabe: Weiß zieht und gibt in drei Zügen matt. Dem entspricht die systematische, fast pedantische Anordnung der aufgezeigten Teilgebiete aus dem Justizwesen: es ist eine Schmetterlingssammlung, wo – mit sauberen Inschriften – sauber aufgespießte Exemplare des Staatsanwalts, des höheren Richters, des kapitalistischen Advokaten usw. zu finden sind. Die Fabel ist der Komposition ganz angemessen. Mit derselben pedantischen Systematik führt der Verfasser den „Helden“ nicht nur durch alle diese Stufen hindurch, sondern gibt ihm jeweils entsprechende „Erlebnisse“: auf der Universität ein Verhältnis mit einem Handwerkermädel, ein bißchen Teilnahme an Arbeitermord gelegentlich des Kapputsches, Typen von Studenten (Korpsbrüder, einen armen Streber, einen reichen Skeptiker); während der Referendarzeit ein Verhältnis mit einer „aufgeklärten“, „linksgerechten“ Jüdin usw.; als Provinzrichter dito mit einer nymphomanischen Aristokratin, Bekanntschaften mit verschiedenen Typen des Junkertums usw. usw. Es ist wirklich alles da, was der vorgeschriebene Inhalt erfordert, alles ist systematisch geordnet, an die notwendige Stelle gesetzt. Jeder Zufall ist ausgeschaltet. Es kommt nichts vor, was nicht vom Schema vorgeschrieben wäre. Weiß zieht und gibt in drei Zügen matt.

Diese mechanische Ueberspannung der Notwendigkeit schlägt ins Gegenteil um. „Die Zufälligkeit ist hier nicht aus der Notwendigkeit erklärt, die Notwendigkeit ist vielmehr heruntergeschraubt auf die Erzeugung vom bloß Zufälligen ... dann ist in der Tat nicht die Zufälligkeit in die Notwendigkeit erhoben, sondern die Notwendigkeit degradiert zur Zufälligkeit“ (Engels: Dialektik und Natur). Was bedeutet aber der Gegensatz: Zufall-Notwendigkeit und seine dialektische Aufhebung für die schöpferische Methode der Literatur? Versuchen wir es an der Hand eines konkreten Beispiels klarer zu machen. Tolstoj hat in seinem letzten Roman „Auferstehung“ ein Thema gewählt, das sich inhaltlich mit dem Inhalt von Ottwalts Buch eng berührt, aber er hat dieses Thema mit diametral entgegengesetzter schöpferischer Methode gestaltet. Auch Tolstoj gibt uns ein umfassendes Bild über das russische Justizwesen. Aber wie geht er dabei vor? Vor allem wird die Justiz ununterbrochen *von zwei Seiten*, von oben und unten, von innen und außen beleuchtet. [27:] Der eine Held ist Mitglied der herrschenden Klasse, nimmt an der für die Handlung entscheidenden Geschworenenverhandlung aktiv teil, bemüht sich dann, das dort geschehene Unrecht gut zu machen usw. Seine Erfahrungen, die wir

miterleben, beleuchten die Justiz von „oben“ und von „innen“. Die Heldin ist das Opfer des Justizwesens. Mit ihr bekommen wir das Bild von „unten“, *erleben* die grauenhafte Willkür und viehische Grausamkeit der zaristischen „Gerechtigkeit“. Diese beiden Helden sind lebende Menschen aus Fleisch und Blut. Tolstoj legt alles darauf an, den Leser für ihre Entwicklung, für ihre Person, für ihr Geschick leidenschaftlich zu interessieren. Und da er all dies bei beiden gestaltet, gelingt es ihm auch. Wir lernen nun die verschiedensten Typen der Opfer und der Vollstrecker der Justiz im Laufe einer Handlung, – die spannend ist, weil wir an ihr innerlich teilnehmen – kennen. Diese Gestalten sind typisch und in ihrer Gesamtheit ergeben sie ein viel vollständigeres Bild des russischen Justizwesens als Ottwalt vom deutschen gibt, aber sie ergeben *sachlich-inhaltlich* ein vollständiges und systematisches Bild, ohne daß die Form des Romans zur *pedantischen Systematik* ausarten würde. Und sie geben ein miterlebbares Bild. Um nur ein Beispiel zu geben: Tolstoj wie Ottwalt schildern den Strafvollzug. Aber bei Ottwalt bekommen wir einige informierende *Gespräche zwischen Juristen über* den Strafvollzug und einen – flüchtigen – Besuch eines Richters im Arbeitshaus. Bei Tolstoj wird das Leiden der Gefangenen von den stinkenden, von Wanzen vollen Gefängniszellen bis zur körperlichen Züchtigung durch wirkliche Leiden wirklicher Menschen gestaltet. Oder: Ottwalt spricht sehr viel über Justizirrtümer, über Willkür der Justiz, über Klassenjustiz usw. Aber er spricht immer nur *über* sie; gibt nie die Sache selbst. Wenn dagegen bei Tolstoj der Held, ein russischer Aristokrat, sich für eine politische Gefangene, die seit sieben Monaten in Untersuchungshaft sitzt, bei einer Aristokratin wendet und diese, um einen Flirt mit ihm zu haben, seine Bitte erfüllt und ihm schreibt: „... ich habe mit meinem Mann gesprochen. Es zeigt sich, daß diese Person sofort freigelassen werden kann. Mein Mann hat schon den Kommandanten angewiesen ...“, so beleuchten diese Zeilen viel besser, schlagender und vernichtender den ganzen Klassencharakter der Justiz, als hundert Seiten von Daten und Reflexionen (mag ihr Dokumentenmaterial noch so authentisch sein). Warum? Diese Frage ist nicht damit zu erledigen, daß Tolstoj eben der „größere Dichter“ ist. Das wäre ein Ausweichen vor der Frage. Tolstoj ist der größere Dichter, weil er die Frage umfassender, allseitiger, materialistischer, dialektischer stellt als Ottwalt.* Die Justiz ist bei Tolstoj ein Teil des Gesamtprozesses. Soweit er als Dichter „jenes Protestes gegen den hereinbrechenden Kapitalismus, gegen die Ruinierung und Landlosmachung der Massen ... gerade die Besonderheiten unserer Revolution als einer bürgerlichen *Bauernrevolution zum Ausdruck bringt*“ (Lenin), soweit, allerdings *nur* soweit, gestaltet er den gesellschaftlichen Prozeß in seiner bewegten Ganzheit und Einheit, *soweit* ist bei ihm die Justiz nur ein Teil dieser – urwüchsig – dialektischen Einheit und Ganzheit, *soweit* ist bei ihm alles in lebendiger Wechselwirkung zwischen Einzelpersonen, Klasse, Klassenkampf und Gesamtgesellschaft aufgelöst, *soweit* hebt er alles Zufällige seiner Gestalten und Schicksale in Notwendigkeit auf.

Dabei arbeitete Tolstoj viel souveräner mit dem Zufall als Ottwalt. Daß sein Fürst als Geschworener gerade über ein von ihm verführtes und infolge dieser Verführung in die Prostitution gestoßenes Mädchen zu Gericht sitzt, ist der denkbar krasseste Zufall. Warum wirkt aber dieses Zusammentreffen der Umstände bei Tolstoj nicht als Zufall, also störend, während bei Ottwalt die sorgfältigst motivierten Teile zufällig bleiben? Dieser Unterschied liegt in der Komposition des Ganzen (die, wie gezeigt wurde, unmittelbar von der Weltanschauung, in letzter Instanz von der Klassenlage und Stellung im Klassenkampf der Schriftsteller abhängt). Tolstoj will an der Hand des rein persönlichen (freilich typisch angelegten) Schicksals seiner Gestalten eine Reihe [28:] der entscheidenden Fragen seiner Zeit aufrollen. Indem er dabei die lebendige Wechselwirkung lebendiger Menschen untereinander und *dadurch vermittelt* mit der Gesellschaft, in der sie leben, mit der sie ihre Konflikte durchfechten, gestaltet, gestaltet er zugleich die lebendige, *dialektische Zusammengehörigkeit* und unlösbare Verflochtenheit von Zufall und Notwendigkeit. Der Zufall hört nicht auf, Zufall zu sein, weil in ihm die Notwendigkeit zum Ausdruck kommt und die Notwendigkeit hört nicht auf notwendig zu sein, weil sie von einem Zufall veranlaßt wurde. (Man denke an das oben gegebene Beispiel von der politischen Gefangenen.) Engels hebt mit besonderem Nachdruck die Sätze Hegels hervor, daß „das Zufällige einen Grund hat, weil es zufällig ist, und ebenso sehr auch keinen Grund hat, weil es zufällig ist; daß das Zufällige notwendig ist, daß die Notwendigkeit sich selbst als Zufälligkeit bestimmt und andererseits diese Zufälligkeit vielmehr die absolute Notwendigkeit ist“ (Dialektik und Natur). Bei Ottwalt dagegen stehen Notwendigkeit und Zufälligkeit *steif und ausschließend* einander gegenüber. Der

begriffliche Inhalt des Buches ist von starrer, mechanistischer Notwendigkeit; mechanistisch, weil, wie gezeigt wurde, die Wechselwirkung mit dem Gesamtprozeß, die Einfügung des Teilgebietes in die Totalität fehlt. Alles Einzelne, jede Person, jedes Schicksal, jedes Geschehen ist hingegen rein zufällig. Beispiel. Beliebig austauschbar. Durch ein beliebiges anderes Beispiel ersetzbar. Höchstens der Zufall, daß gerade diese Fälle dokumentarisch belegbar sind, oder aus der – offenbar – viel größeren als hier dargelegten Fülle von Beispielen, die Ottwalt zur Verfügung stehen, zur Illustration einer Rubrik des Justizwesens geeignet scheinen, bestimmt die Auswahl. Darum fehlt zwischen den einzelnen Gliedern und Etappen der Beispielreihe, die als Personen maskiert, den Roman ausmacht, *jeder Zusammenhang*. Während bei Tolstoj jeder einzelne Zug zugleich „einen Grund hat“ und „keinen Grund hat“ und darum lebt, ist bei Ottwalt die abstrakte Idee des Ganzen mechanistisch übermotiviert; alles Einzelne aber nur auf dieses unsinnliche, unlebendige, unkonkrete Zentrum bezogen notwendig; alles Einzelne ist als Einzelnes, unverbunden, unnötig; es ist ebenso einseitig-mechanisch dem Zufall überlassen, wie das abstrakte Ganze einseitig-mechanisch der Notwendigkeit anheimgegeben ist.

Inhalt und Form.

Damit sind wir zum Ausgangspunkt, zur Frage von Inhalt und Form zurückgekehrt. Wir sagten: die mechanistisch-einseitige Ueberbetonung des Inhaltlichen führt zum Formexperiment. Die Begründung haben wir, bei Analyse einzelner Probleme, schon durchgeführt. Fassen wir zusammen: die Form ist hier vom Inhalt *unabhängig*, sie steht ihm äußerlich, fremd, starr gegenüber; Form und Inhalt sind überall klar voneinander zu trennen. Und damit schlägt der mechanische Materialismus, wie überall, wo er den Gesamtprozeß zu bewältigen unternimmt, *in Idealismus um*; auf Literatur angewendet: es entsteht ein Formexperiment. Denn in der materialistischen Dialektik ist in der lebendigen dialektischen Wechselwirkung von Form und Inhalt, der Inhalt das *übergreifende*, daß das andere *letzthin* bestimmende Moment. Die Form ist bei aller – dialektisch notwendigen – Aktivität, Selbstständigkeit, Selbstbewegtheit nur das sichtbar, sinnlich und konkret gewordene Wesen des Inhalts. Und Form und Inhalt gehen deshalb ständig ineinander über, „so daß *der Inhalt* nichts ist, als *Umschlagen der Form* in Inhalt, und die Form nichts als *Umschlagen des Inhalts* in Form. Umschlagen ist eine der wichtigsten Bestimmungen“.* Dieses Umschlagen, das das dialektische Wesen sowohl von Inhalt wie Form bestimmt, entsteht nur, wenn das dialektisch bewegte Ganze mit allen seinen Bestimmungen konkret gestaltet wird. Bei erstarrtem Selbständigwerden der Teilmomente erstarren auch Inhalt und Form gegeneinander: *die Darstellungsweise wird gleichgültig dem Dargestellten gegenüber*. Diese Gleichgültigkeit zerstört die Einheit von Inhalt und Form; sie führt auf diese Weise zur Selbständigkeit der Form, zum Formexperiment, [29:] wobei die Ueberbetonung des Inhalts, die materialistisch, wenn auch mechanistisch gemeint war, unmöglich eine Stütze des materialistischen Prinzips sein kann. Im Gegenteil, gerade diese Ueberbetonung macht das Wesen des Formexperiments aus; die Form, die hier nicht der gestaltende Ausdruck des Inhalts werden, die also nicht mit dem Inhalt verwachsen, in Inhalt umschlagen kann, muß sich ihrerseits verselbständigen. Die Anwendung der Reportagemethode auf den Roman, die als reines Zur-Geltungbringen des Inhalts beabsichtigt gewesen ist, artet in ein idealistisches Formexperiment aus.

Dies ist am deutlichsten in der Beziehung von Fabel und Gestalten sichtbar. Das Umschlagen von Form in Inhalt und umgekehrt, kommt ja – bei wirklicher Gestaltung – hier am deutlichsten zum Ausdruck. Wenn wir etwa das früher angeführte Beispiel Tolstoj's von diesem Standpunkt betrachten, so sehen wir, daß die Geschehnisse seiner Gestalten von ihrer „Psychologie“ nicht trennbar sind: die Charaktere entwickeln sich an diesen, aus diesen Handlungen und Geschehnissen, infolge dieser Handlungen und Geschehnisse; andererseits existieren diese Handlungen und Geschehnisse nur als Handlungen, die *gerade diese* Menschen getan, als Geschehnisse, die *gerade diesen* Menschen passiert sind. Und die soziale Umwelt der Menschen, da sie in Handlungen lebender Menschen in Erscheinung tritt, da sie in konkrete Handlungen dieser konkreten Menschen aufgelöst ist, steht ihnen nur soweit als unabhängige Macht gegenüber, soweit dies die notwendige Erscheinungsform der sozialen Umwelt in der kapitalistischen Gesellschaft ist. Also typisch, aber in einer Weise, die das Individuelle und Konkrete im dialektisch-doppelten Sinn aufhebt, also vernichtet, aufbewahrt, auf eine

höhere Stufe hebt. Ganz anders bei Ottwalt, wo, wie gezeigt wurde, die Komposition eine geordnete Systematik des deutschen Justizwesens ist. Dies ließe sich an einer beliebigen Fabel vordemonstrieren. Ottwalt wählt dazu die Laufbahn eines Richtersohnes vom Studenten bis zum hohen Richter. Aber diese „freie“ Wahl des Verfassers, dieses „Experimentieren“ mit dem Stoff kommt in jeder Etappe zum Vorschein. Da an den verschiedenen Stufen verschiedene Rubriken des gleichen Aktenmaterials vorgelegt, besprochen, durchdiskutiert, juristisch durchgearbeitet werden, ist die Aufeinanderfolge dieser Stufen, das Arrangement des Materials unabhängig von Handlung und Komposition, es folgt abstrakten, politisch-juristischen Absichten des Verfassers, die in der Handlung nicht verankert sind. Die Steigerung im Vorlegen des Materials folgt anderen Gesichtspunkten als der Aufbau der Handlung. Ebenso unabhängig ist die Handlung von den Gestalten. Dieselbe Laufbahn, die nur eine Studienreise durch die verschiedenen Gebiete des Justizwesens ist, könnte eine beliebig andere Gestalt durchmachen, um so mehr, als die Hauptperson nicht die „reisende“ Hauptgestalt ist, sondern der Verfasser, der über diese „Studien-

Folgende wichtige literaturtheoretische u. -kritische Artikel waren in den letzten 3 Heften der Linkskurve enthalten:

Reportage oder Gestaltung?	G. Lukács Juliheft
Tendenz oder Parteilichkeit	G. Lukács Juniheft
Beginn der Barbarei in Deutschland	Hans Günther Juniheft
Kühnheit und Begeisterung.	
Der 1. Mai und unsere Literatur-Revolution	Johannes R. Becher Maiheft
Schlacht vor Kohle	A. Gabor Maiheft

[30:]reise“ seine Reportage schreibt. Die Hauptgestalt – und noch mehr die Nebengestalten – ist nichts als ein Demonstrationsobjekt für die Vorführung sachlicher Inhalte. (Auch auf diesem Punkte handelt es sich nicht um persönliche Fehler Ottwalts. *Alle* Vertreter dieser Methode zeigen *dieselbe* Gleichgültigkeit der Darstellungsweise dem Dargestellten gegenüber. Bei Tretjakov ist es z. B. noch krasser als bei Ottwalt. Tretjakov erzählt z. B. in seinem neuen Roman* das Leben eines chinesischen Revolutionärs in der Form einer *Selbstbiographie*. Der Erzähler ist aber 5 bis 6 Jahre alt, als sein Vater, ein Anhänger Sun-Yat-Sens heimkehrt und an der Organisierung der chinesischen Revolution teilnimmt. Der Knabe kann bei einer Sitzung dabei sein. Dabei gibt sein Vater eine Analyse der verschiedenen Strömungen in der revolutionären Partei und untersucht ihre sozialen Grundlagen. Tretjakov läßt all dies – aus dem Gedächtnis des Knaben, im Milieu des Knaben – in sachlicher Parteisprache, als formvollendete Rede darstellen. Oder, der einige Jahre ältere Knabe beschreibt eine Schiffahrt. Er erzählt: „Ueber die Riemen gebückt oder mühsam an Stricken ziehend arbeiten die Kulis. Wir sehen sie nicht, sie interessieren uns nicht.“ Folgt eine genaue soziale Analyse, daß die Söhne der Kulis nicht das Gymnasium besuchen usw. Die Darstellungsweise hat zu dem Dargestellten überhaupt keine Beziehung.)

Aber diese Beziehungslosigkeit schlägt gerade bei der Hauptgestalt Ottwalts (wiederum ähnlich wie bei Upton Sinclair) ins Inhaltliche um und deckt, wie wir bereits angedeutet haben, die sozialen Wurzeln dieser schöpferischen Methode auf. Der Charakter der Hauptgestalt ist allerdings vom Standpunkt der Komposition und der Fabel (also künstlerisch) ganz zufällig, er ist jedoch zugleich ein naturnotwendiges Produkt dieser schöpferischen Methode und der sozialen Ursachen, die diese Methode zur Geltung bringen. Ottwalt nämlich kann sein Justizwesen (ebenso wie Upton Sinclair seinen Petroleumkapitalismus usw.), selbst in Gesprächen über das ungestaltete Thema nicht in Bewegung bringen, wenn er in die Hauptgestalt nicht etwas Bewegung hineinbringt. Wäre also diese ein wirklicher klassenbewußter Repräsentant der heutigen deutschen Justiz, wäre er also wirklich typisch, so müßte das Milieu atypisch werden. Der Verfasser müßte auf jeder Etappe einen neuen Gesprächspartner einführen, der Zweifel, Bedenken, Schwankungen usw. hat, denen gegenüber dann die Hauptgestalt ihren konsequenten Klassenstandpunkt darlegen würde. Es ist klar, daß die umgekehrte Form für ihn die günstigere ist. Das Milieu besteht aus typischen Klassenjuristen, von denen der Vater des „Helden“ der konsequenteste ist. (Auch Upton Sinclair baut, sicher nicht zufällig ähnlich auf.) Dagegen ist die Hauptgestalt ein schwankendes Rohr, moralisch abgestoßen von Theorie und Praxis seiner

Umgebung, doch unfähig, mit seiner Klasse zu brechen, schwankt er haltlos zwischen „Bedenken“ und Unterwerfung hin und her, bis endlich seine Anpassung vollzogen ist. Diese Schwankungen ergeben dann zwanglos Anlaß und Thema zu den Gesprächen, in denen das Reportagematerial aufgerollt und auseinandergesetzt wird. Es bedarf nicht langer Erörterungen, um klar zu sehen, daß solche „Helden“, die freilich keineswegs mit ihren Verfassern einfach identisch sind, doch deren Klassenlage treu widerspiegeln. Es sind – im Falle Ottwalt oder Upton Sinclair – ehrliche aus dem Bürgertum stammende Intellektuelle, die nicht bloß die Verkommenheit der Bourgeoisie intensiv durchleben, sondern durch ihre Praxis, durch ihre Produktion am verdienten Untergang der Bourgeoisie redlich mitzuwirken bestrebt sind. Sie sehen auch, daß hierzu der Weg eben der Weg zum Proletariat ist. Sie sehen aber nicht – noch nicht – daß der Bruch mit der eigenen Klasse auf allen Gebieten, auch auf dem der Ideologie, ein vollständiger sein muß, daß erst ein solcher vollständiger Bruch die Voraussetzungen zur Verschmelzung mit der Arbeiterklasse, zur Aneignung und zur Fähigkeit der Anwendung der Weltanschauung des revolutionären Proletariats, des dialektischen Materialismus bildet. Solange dies nicht erreicht ist, bleibt die Klassenbasis solcher Schriftsteller schmal, sie sind der eigenen Klasse entfremdet, aber in der Klasse, der sie [31:] sich anschließen wollen, nicht heimisch geworden. Dies ergibt die Abstraktheit, Starrheit, Leblosigkeit und Dürftigkeit des Weltbildes. Sie haben sich dem „Leben“, dem Alltag der bürgerlichen Klasse entfremdet, sehen diese – mit berechtigter – Kritik an. Aber, indem sie zum nichtpolitischen, nicht öffentlichen Leben des Proletariats keinen Zugang haben, indem sie den Klassenkampf des Proletariats nur in seinen öffentlichen *Resultaten* und nicht zugleich in Wechselwirkung mit dem wirklichen Leben der Arbeiter, das den Boden dieser Kämpfe bildet, sehen, entsteht bei ihnen die Auffassung, daß eben *nur* dieses letzte, auf der Oberfläche des öffentlichen Lebens sichtbarste Resultat des Lebens und der Kämpfe der Klasse, das *allein* interessante Thema der Schriftstellerei bildet. Diese Verachtung des „Privatlebens“, das – wenn auch nicht bewußt – einen durchgehenden Zug der Reportageromane bildet, ist ebenso fetischistisch, wie die ausschließliche Schilderung privater Gefühle und Schicksale durch den Psychologismus.*

Im schwankenden „Helden Ottwalts – und vieler anderer – kommt unmittelbar-inhaltlich eben jene Klassenlage kraß zum Ausdruck, deren Konsequenzen wir in seiner Formgebung durch vielfache Vermittlungen hindurch nachzuweisen versucht haben. Dieser Nachweis, dieser *Kampf* gegen Ottwalts schöpferische Methode ist *kein* Kampf gegen Ottwalt. Im Gegenteil: es ist ein Kampf *um* Ottwalt: der Versuch, den redlich dem Proletariat zustrebenden Intellektuellen den Weg zur Arbeiterklasse zu erleichtern.

*

NEUE BÜCHER

Die erste Kriegserzählung einer deutschen Arbeiterin.

Anmerkungen zu Emma P. Dornbergers „Frauen führen Krieg“.

Der Krieg, der bereits da ist und auch als Weltkrieg in Ansätzen da ist, wird die Bedeutung der werktätigen Frau, die sie in der Wirtschaft des „friedlichen“ Kapitalismus des letzten Krisen-Jahrfünfts erlangt hat, nicht verringern. Schon jetzt sind in den drei wichtigsten Industriezweigen in Deutschland, die sich zu Kriegsindustrien umstellen werden (Chemie, Metall, Textil), rund 1,2 Millionen Frauen beschäftigt. Ihre und weiterer Millionen Frauen Rolle in einem kommenden Krieg wird nicht zu vergleichen sein mit der Rolle der bloß leidenden Frauen von ehemals, deren Männer, Söhne, Brüder an den Fronten kämpften und starben, obwohl jene Leiden noch immer auch die Leiden der werktätigen Frauen in einem kommenden imperialistischen Krieg sein werden, – die werktätigen Frauen werden zu einem nicht geringen Teil zu entscheiden haben, ob dieser Krieg in den Krieg gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen münden wird.

Unsere revolutionäre Agitation und Propaganda ist nicht nahe genug, das ist oft gesagt worden, an die werktätigen Frauen herangekommen. Die erzählende Literatur, ein Zweig dieser Agitation und Propaganda, ist sogar hinter dem in anderen Zweigen Erreichten zurückgeblieben. Bücher, die die werktätigen Frauen erschüttern, aus dem Bann der Illusionen und Vorurteile herausreißen und sie für ihre eigene Klasse gewinnen könnten, sind in Deutschland selten. Romane und Erzählungen über-

haupt, die vom Leben und von den Nöten der werktätigen Frauen vom Standpunkt eben dieser werktätigen Frauen aus berichten, gibt es nicht mehr als eine Handvoll. Eine längere [32:] Erzählung, mit der eine deutsche Arbeiterin auf dem Gebiete und mit den Mitteln der Literatur teilnimmt an ganz wichtigen politischen Aufgaben, ist noch nicht vorhanden gewesen. Wenn jetzt Emma P. Dornberger ihre Erzählung „Frauen führen Krieg“* vorlegt, so ist das ein erstmaliges Betreten neuen Landes, eine Pionierarbeit. Die Genossin Dornberger hat in der sozialdemokratischen Jugendbewegung der Vorkriegszeit gestanden, hat in einer dem Kriege nahen westdeutschen Großstadt gelebt, hat in Kriegsbetrieben gearbeitet, war als Schreiberin in der Etappe an der Westfront, hat dort das Gesicht des Krieges – ein Klassengesicht – erkannt, hat bei ihrem Urlaub die Gärung der Zivilbevölkerung gespürt, sieht auch draußen die Rebellion, erlebt Rückzug der Truppen und Revolution, Entwaffnung und Zurückdrängen der revolutionären Elemente aus der Führung und aus der Bewegung überhaupt.

Das ist der Stoff der Erzählung. Er ist gegenwärtig aktuell, soweit es ein Stoff nur sein kann. Nach welcher Richtung muß er aufgerollt werden, welche Thematik ist für ihn zu fordern, damit er gerade jetzt eine Funktion im Klassenkampf gewinne?

Unter den werktätigen Frauen herrscht eine Abneigung gegen den Krieg, eine unklare pazifistische Stimmung vor, im wesentlichen lebendig gehalten durch die Erinnerung an die Leiden während des Weltkrieges. Diesem unklaren Empfinden gegenüber gilt es zu zeigen, daß der Krieg, der eine besonders barbarische Art der Unterdrückung menschlichen Lebens von den unteren bis zu den höchsten Formen ist, zum Kapitalismus gehört „wie der Schatten zum Licht“. An die Stelle des fruchtlosen und ohnmächtigen Wunsches, den Leiden eines neuen Krieges zu entgehen, muß der Wille zum Kampf gegen den Krieg treten. Das beides muß dargestellt werden; es ist, scheint mir, im wesentlichen die Thematik, die den bestimmten Stoff in einer bestimmten Situation bewegen muß; es sind zwei Punkte, die in Lenins Bemerkungen für die Haager Delegation (1922) stehen:

„Man muß den Menschen immer wieder und wieder ganz konkret erklären, wie die Dinge im letzten Kriege lagen und warum es nicht anders sein konnte ...“

„Es wäre wünschenswert, an Beispielen besonders konkret aufzuzeigen, daß ein theoretisches Bekenntnis dazu, der Krieg sei verbrecherisch, sich als leeres Gerede erweist ...“

Läßt sich nun sagen, daß Emma P. Dornberger die Thematik ihrer Erzählung richtig erfaßt hat, d. h. den Stoff auf der Höhe der politischen Erkenntnisse und Notwendigkeiten des Jahres 1932 gestalten wollte?

Im wesentlichen ja.

Die zentrale Person der Erzählung ist die Arbeiterin Luise Köhler (bis auf geringe Einzelheiten die Verfasserin selbst). Sie sieht den Krieg unter wechselnden Formen: als Hunger zu Hause, als verschärfte Ausbeutung in den Fabriken, als Quelle von Profit und Wohlleben, als Verwüstung, als Unterdrückung, als Verstümmelung und Selbstverstümmelung. Sie flüchtet am Beginn der Erzählung im zweiten Kriegsjahr vor den Perspektiven des menschenfressenden Krieges in den vagen Trost: „Du mußt nicht immer das Schlimmste denken ...!; am Schluß, in den Novembertagen, steht sie vor den Soldaten und mahnt: „Wir müssen wachsam sein, wenn ... die Revolution, die wir machen, nicht eine halbe Revolution sein soll!“

Es ist ein langer Weg, der hier gegangen wird, und es fragt sich, ob der Leser unterwegs Marksteine findet, an denen er die zurückgelegte Strecke ablesen kann, damit er versteht, wie er ans Ziel gekommen. Es fragt sich, ob der Leser am Beispiel der Luise Köhler – einer im Laufe zweier Kriegsjahre zu einer ungewöhnlich klaren und bewußten Klassenkämpferin gewordenen Arbeiterin [33:] – versteht, warum der Kampf gegen den imperialistischen Krieg nicht zu einem siegreichen Kampf um die politische Macht wurde.

Er wurde es nicht, weil das Beispiel der Luise Köhler, die sich gegen Chauvinismus, Vaterlandsverteidigung und die anderen bürgerlichen Gifte unter der Etikette sozialistischer Arznei schließlich

* „Die Rote Fahne“, Jahrgang 1932, Nr. 77 bis 132.

immun erwiesen hatte, eben kein „Beispiel“ im Sinne eines Falles von Millionenhäufigkeit gewesen ist. Das schließt freilich nicht aus, daß eine solche Figur in einem Roman rund anderthalb Jahrzehnte später ein Beispiel im Sinne denkwürdigen und (mehr oder minder) vorbildlichen Verhaltens wird. Damit sie es wird, muß die Entwicklung einer solchen Figur in voller Lebendigkeit, im Auf und Ab von Erkenntnis und Täuschung, in Frage und Antwort sehr deutlich gestaltet werden. Und hier setzt die Kritik an der Erzählung „Frauen führen Krieg“ ein.

Diese Kritik ist zugleich eine Kritik am Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Emma P. Dornberger ist an eine wichtige und schwierige Aufgabe herangegangen: die Einbeziehung der werktätigen Frau in unsere Literatur, und zwar nicht nur als aktiver Teil der Handlung, sondern als aktiver Teil der Schilderung: als Schriftstellerin. Bei dieser Aufgabe hat der Bund nicht in genügendem Maße seine der Form nach helfende, dem Inhalt nach organisierende Tätigkeit eingesetzt. Gewiß ist die Selbstausschaltung des Bundes in unserem Falle nur ein winziger Teil in der Gesamtheit jener Unterlassungen und Mängel, zu deren Ueberwindung die „Verwandlung des Bundes in ein literarisch produktives Massenkollektiv“* gefordert und durchgeführt wird, – aber ein Fehler bleibt ein Fehler, auch wenn er in einem ganzen Rudel seinesgleichen auftritt.

Was hätte nun der Verfasserin die Hilfe der proletarischen Schriftsteller geben müssen (wobei durchaus nicht unterstellt wird, daß jeder literarische Versuch ein taugliches Produkt hervorbringt, wenn nur eine möglichst große Anzahl Personen „kollektiv“ mitarbeitet oder mitredet)? Fragen wir zunächst, was hat die Verfasserin schon gehabt? Sie hatte als Stoff Erlebnisse aus der Kriegszeit, aus Heimat und Etappe, wie sie gewiß nicht sehr viele der noch lebenden Mitkämpferinnen unserer Bewegung haben. Sie hatte, dank ihrer ununterbrochenen Verbindung mit der Bewegung, politische Kenntnisse (ob genügende, werden wir zeigen), die das Erlebte über den bloß persönlichen Erinnerungswert hinausheben konnten. Sie hatte nicht die Fähigkeit, diese Kenntnisse und Erkenntnisse auf die Literatur, auf die schriftstellerische Gestaltung von Menschen und Zuständen, zu übertragen. Sie hatte nicht die Kenntnis der schriftstellerischen Technik. Sie hatte also zwei wichtige Voraussetzungen (grob gesagt) politischer Art zum Teil, mitgebracht, und es fehlten ihr „nur (aber das ist ein riesengroßes und entscheidendes Nur!) Voraussetzungen literarisch-schöpferischer Art. Hatte sie eine schriftstellerische Mindestbegabung, auf deren Hintergrund jene Voraussetzungen zu erarbeiten erst möglich ist? Nach ihrer Erstlingsarbeit zu urteilen: jawohl.

Aber viele Dinge, die bei ihr richtig und lebendig in der politischen Sphäre vorhanden sind, werden unrichtig oder unlebendig, sobald sie zu Literatur werden sollen. Es fragt sich, warum?

Um die Arbeiterin Luise Köhler herum bewegen sich Menschen der verschiedensten sozialen und ideologischen Schichten: die Mutter mit einem (anscheinend) vorgeschrittenen Klassenbewußtsein, der lungenkranke, vom Leben zerriebene Vater, der kleinbürgerliche Sozialdemokrat und Unteroffizier Reimann, die rebellischen, instinktiv revolutionären Jungen der Gruppe usw. Die Arbeiterin Luise Köhler geht durch eine Reihe der verschiedenartigsten Situationen: Explosion in der Munitionsfabrik, Zusammenstöße mit Offizieren, Lösung der Jungen von der Partei, Menschenschinderei usw. Aber all das sind nicht die Kiesel, die im Bach des Lebens mit dem Kiesel Luise [34:] Köhler zusammentreffen und nun einander abschleifen. Es ist oft überhaupt kein gemeinsames Wasser, keine gleich- oder entgegengesetztlaufende Bewegung und daher auch kein Abschleifen da. Es sind häufig weder Schritte noch Ursachen, noch Rückwirkungen wirklich gezeigt und die „Konsequenzen“, die Luise zieht, sind dann eben keine Konsequenzen mehr, sondern Handlungen, die der Leser zu glauben hat. Luise wächst viel zu wenig aus dem, was sie tut, erleidet, hört, sieht, heraus – die Einflüsse, denen sie unterliegt, sind nicht dauernde oder einander ablösende, sondern zwei-, dreimal greift in ihr Leben die Hand des Schicksals ein und treibt es weiter. Diese Hand, deren sich das Schicksal und die Genossin Dornberger sehr zum Nachteil ihrer Figuren bedient, ist der Sanitätssoldat Paul Berger. Er schreibt einen Brief, „rüttelte ... Luise auf“, „natürlich hatte der Genosse Paul recht“, er trifft mit Luise in der Etappe zusammen, er lehrt Luise, daß es die Aufgabe sei, „unsere Front gegen den Krieg jetzt, hier, überall zu errichten“, wird dann von ihr weggerissen, schreibt ihr kurz vor den entschei-

* Johannes R. Becher, im Artikel „Kühnheit und Begeisterung“ im Maiheft der „Linkskurve“.

den Tagen aus dem Gefängnis einen Brief usw. Alle diese Vorgänge sind einzeln durchaus möglich, sind vielleicht sogar noch insgesamt möglich, sind aber in ihrer Verbindungslosigkeit und in der Art, wie sie fast immer den Anstoß zu Wendungen geben, beinahe unmöglich. Wir verstehen, daß dergleichen unvermeidlich ist, wenn das Leben des Menschen nicht aus seinen Umständen und der fortgesetzten Reproduktion dieser Umstände heraus gestaltet (also materialistisch und dialektisch gestaltet!) wird. Und hier wird die mangelnde Gestaltung zur Quelle politischer Unklarheit in der Handlung. Weil nicht das wirkliche Leben, das Leben in Hunger, Not, Gärung, Lüge, Druck, Widerstand die Erziehung der Luise Köhler übernimmt, sondern die ungestaltete Figur Paul Bergers, wird das, was sich im realen Deutschland von 1916-18 entwickelte, verwischt und nicht genügend dargestellt: die organisierte internationalistische Bewegung, ihre Tiefe und Breite, ihre Einflüsse und ihre Grenzen. Wobei zu sagen ist, daß jene Umstände wie Hunger, Not, Gärung, Lüge, Druck, Widerstand in der Erzählung enthalten und oft recht anschaulich enthalten sind. Enthalten, jedoch nicht verflochten und aus einander entwickelt.

Das hat zum Teil seinen Grund darin, daß die Menschen nicht lebendig gestaltet sind, nicht gestaltet sind als eine in jedem Falle besondere Mischung des Sozial-Typischen mit dem Individuell-Einmaligen. Die Klassensituation aller Menschen ist (wahrscheinlich) richtig erfaßt, wird aber oft so unvermittelt und in solcher Abstraktion vom Persönlichen, Zufälligen gegeben, daß weder das Individuelle noch das Klassenmäßige vom Leser nacherlebt wird. Der Versuch, nicht in Thesensprache zu verkünden, was der Leser von den Personen zu halten hat, sondern eine Einschätzung der Menschen sinnlich zu vermitteln, ist nur selten gelungen. Da ist z. B. ein Offizier eines bekannten Typs; aus klassenmäßiger Erkenntnis weiß die Verfasserin von diesem Typ eine ganze Menge, u. a. auch, daß jene Klassenschicht, der er angehört, nicht nur als Ganzes keine fortschrittliche „vernünftige“ Funktion mehr hat, also „entartet“ ist, sondern auch in ihren Individuen physiologisch entartet ist. Das ist richtig und wichtig. Wie wird es aber dem Leser vermittelt? So:

„Ein Offizier, ein großer, schwächlicher Kerl mit einer schwarzen Fliege unter der Nase, einem Monokel und einem Korsett ...“

Oder an einem anderen Beispiel:

„... Anna, Elisabeth, Gertrud, Martha, Gitta, Elsa und wie sie alle hießen, eine wie die andere, Tochter eines Beamten oder Fabrikbesitzers, unpersönlich, unwesentlich, klischeehaft ...“

Das ist durchaus ungenügend, im zweiten Fall sogar eine Art von Subjektivität, die genau des Gegenteil der Absicht erzielt: der Leser wird: opponieren und die Gitta, Elisabeth usw. schon deshalb anders einschätzen als die Verfasserin.

[35:] Diese Unfähigkeit der Erkenntnis und Gestaltung von Individuellem und Sozialem als Einheit führt in anderen Fällen zum gegenteiligen Fehler. Wo nämlich die Verfasserin das Individuelle wirklich erfaßt, studiert und sorgsam aufgezeichnet hat, verlieren die Personen ihre klassenmäßige Charakterisierung. So wird z. B. ein Pfarrer gut und anschaulich geschildert, gewinnt nicht nur als Mensch, sondern auch als Träger einer Funktion die Sympathie des Lesers, und wenn die katholischen Zeitungen den Abschnitt nachdrucken würden, so wäre das keine Dummheit. Ähnlich wird warm und nacherlebbar ein französisches Bürgermeisterehepaar geschildert, deren Geschieke durchaus zu unrecht als repräsentativ für die Geschieke der Bevölkerung in den kriegsbesetzten Gebieten in der Erinnerung des Lesers haften bleiben, weil die Klassenlage dieser Leute nicht gestaltet ist.

Aus der mangelnden Lebendigkeit der Personen kommt ein weiterer Mangel: die Handlung wird oft gerade an einem Punkte abgebrochen oder dürftig zu Ende skizziert, wo ihre Weiterführung genau so eingehend wie bis zu jenem Punkte nötig gewesen wäre, um die Erzählung weiter zu entwickeln. Da heißt es z. B. nach einer ziemlich eingehend geschilderten Szene, in der Luise (unvorbereitet und ungläubhaft) eine Rede an die Soldaten hält:

„Tosender Beifall schallte über den Hof. Die Soldaten wählten sich ihren Soldatenrat.“

Da steht es. Die erste revolutionäre Organisationsform, die die Massen sich schaffen, in deren Zusammensetzung und Taten sich wahrscheinlich im Keim eine ganze Geschichte der deutschen Revo-

lution entdecken ließe, wird in wenigen Worten abgetan. Ein ähnlicher Fall (die Handlung spielt nach einer Explosion in einer Munitionsfabrik):

„Die Arbeiterinnen wählten in der Pause eine Delegation, unter der sich Luise befand, die dem Arbeiterrat und der Betriebsleitung konkrete Forderungen unterbreitete, Die Forderungen wurden bewilligt.“

Die Darstellung derart wichtiger Geschehnisse ist so ungenügend nicht deshalb ausgefallen, weil die Verfasserin nicht wußte, worauf es ankommt, sondern wahrscheinlich deshalb, weil die Personen der Erzählung gleichsam nicht genug Atem mitbekommen haben, um die Handlung durchzuhalten, weil die Elemente in den Personen, die jetzt tätig werden, nicht im Vorhergehenden enthalten waren.

Die mangelnde Einheit von Individuellem und Sozialem in den einzelnen Figuren muß stärkstens auf die Sprache der Erzählung einwirken. Es ist vielfach die Sprache der politischen These, des Leitartikels. Die Dialoge sind Reden, die Gedanken der Menschen Resolutionen. Der Leser wird leider mühelos Beispiele dafür selbst finden.

Diese Sprache bleibt weit hinter den Anforderungen zurück, welche die Genossin Dornberger (nicht als Schriftstellerin, sondern als proletarische Funktionärin) bei ihrer täglichen politischen Kleinarbeit an sich selbst stellen muß. Es ist nicht die Sprache, die gesprochen und verstanden wird, die mitreißt und Proletarier für ihre eigene Klasse gewinnt. Es ist nicht die Sprache unserer erzählenden Literatur. Es ist nicht einmal die Sprache einer klaren revolutionären Publizistik. Ein kleiner Vergleich. Luise Köhler beobachtet konkret und sinnlich eine Sache, die ihr ein Beispiel des Verrats der Sozialdemokratie an der Revolution zu sein scheint; sie erzählt dieses Beispiel und vermittelt dem Leser ihre Einschätzung des Falles wie folgt:

„So also wurde die Revolution gemacht! Die Sozialpatrioten hatten die Führung an sich gerissen.“

Friedrich Engels beschrieb, vier Jahrzehnte vorausblicken, diese Rolle der Sozialdemokraten (und zwar nicht in einem Stück erzählender Literatur, sondern in einem Stück publizistischer Alltagsarbeit, nämlich einem an Bebel gerichteten Brief vom 4.8.1879) so:

[36:] „... abwiegeln, die Barrikaden wegräumen und nötigenfalls mit dem herrlichen Kriegsheer gegen die einseitig rohen, ungebildeten Massen marschieren ...“

Wie anschaulich und lebendig das eine, wie eindrucklos und dürr das andere!

Es gilt, die Mangelhaftigkeit der Sprache als Folge der Mangelhaftigkeit der Menschengestaltung zu verstehen. Man kann verfolgen, wie Personen, die beweglich geschildert sind, notwendig eine lebendige Sprache reden oder, weil sie es nicht tun, aufhören, beweglich zu sein. Es ist fast eine Identität zwischen der Bedeutung der Personen in der Erzählung und der Starrheit und dem Schematismus ihrer Sprache (aber nicht nur ihrer Sprache!) festzustellen: Paul, Luise und die wichtigsten Jugendgenossen sprechen am unlebendigsten, die nächst wichtigen Personen scheinen schon gelockerter, die ausgesprochenen Nebenfiguren (bis auf einige, die in entscheidenden Augenblicken auftreten; z. B. der Friese) sind allgemein am glaubwürdigsten auch in ihrer Sprache.

Schließen wir hier den Kreis und kommen wir zurück zu den politischen Voraussetzungen, von denen wir eingangs gesagt haben, daß sie nur teilweise in der Erzählung „Frauen führen Krieg“ gegeben sind: es fehlt an der Konkretisierung der abstrakt richtigen politischen Kenntnisse. Diese Anwendung von Kenntnissen (nichts anderes ist Konkretisierung!) ist die Voraussetzung für die „kleine“ politische Tätigkeit im Alltag, sie ist es hundertmal mehr für jene Art politischer Tätigkeit, die dem proletarischen Schriftsteller zugewiesen ist. Emma P. Dornberger ist an die wesentlichen Fragen des imperialistischen Krieges, bezogen auf die werktätigen Frauen, herangegangen; ihr dialektisch-materialistisches Werkzeug war nicht genügend scharf und präzisiert, um Stoff und Thematik, die beide im ganzen richtig erfaßt sind, schriftstellerisch konkret zu gestalten.

Wir begrüßen die Erzählung der Genossin Dornberger und halten sie für wichtig. Wir registrieren sie als Erweiterung unserer Literatur. Die rücksichtslose Feststellung ihrer Fehler schränkt das, was ein-

gangs unserer Bemerkungen über die Bedeutung der Erzählung gesagt wurde, nicht ein. Die Genossin Dornberger hat Fehler gemacht, es ist wahr; sie hat Fehler gemacht, weil sie überhaupt etwas gemacht hat. Wir hoffen, daß es bald möglich sein wird, die Erzählung (und sei es in einer Bearbeitung) auch in Buchform herauszugeben und ihre Wirkungsmöglichkeit damit zu steigern. L. Anton.

*

General und die Frauen.

Seit Jahren krankt die bürgerliche Literatur an der „Geschichtsreportage“. Je weniger die Bourgeoisie imstande ist, den Geschichtsprozeß, den sie erleben muß, zu begreifen, mit desto größerem Eifer stürzt sie sich auf historische Einzelheiten. „Männer machen die Geschichte“, hat schon die Ranke-schule der Vorkriegszeit verkündet. Der Entwicklungsabschnitt der Bourgeoisie, wo – für sie – der „rettende“ Faschismus, die „Männer des Schicksals“, die Mussolini, Piłsudsky, Horthy und Hitler im Brennpunkt des Interesses stehen, hat dieses Zwittergenre hochgezüchtet, Einerlei, ob „wissenschaftlich“ (Emil Ludwig) oder „dichterisch“ (Maurois), es bleibt ein Zwitter. Eine Unmenge anekdotisch zusammengetragenen Materials, nicht selten zusammengetragen von namenlosen Kulis und nur „bearbeitet vom weltberühmten Zwischenmeister, ohne Verständnis für die wirklichen treibenden Kräfte der Geschichte, deren Produkt und – zuweilen – Träger die historische Gestalt gewesen ist. Solche Geschichtsreportagen können die Geschichte nicht näherbringen und verständlich machen. Im Gegenteil. Sie richten einen undurchsichtlichen Wall zwischen Geschichte und Gegenwart auf, Den Wall der klassenmäßig bedingten tendenziösen Geschichtslegende. [37:] Darauf beruht allerdings ihre Popularität in der verkommenen Bourgeoisie der Gegenwart.

Die Geschichte der Arbeiterbewegung ist bis jetzt verhältnismäßig rein geblieben von dieser Sorte Kitsch. Rühles Marx-Buch, von dem schwer zu entscheiden ist, ob es blöder oder böartiger ist, als der bürgerliche Durchschnittskitsch, blieb ein vereinzelter Fall. Und Lasalle hat es durch seine „wiederholte Taktlosigkeit gegenüber der Arbeiterbewegung“, die er zuletzt in seinem Lebensabschluß zeigte, selbst verschuldet, wenn Sensation und „Psychologie“, wie Schmeißfliegen auf das Aas, sich auf seine Hinterlassenschaft stürzten.

Jedoch, wie auf allen anderen Gebieten, haben unvermeidlicherweise die sozialdemokratischen Literaten auch diese Mode der bürgerlichen Literatur nachgeäfft. Und Herr Walter Victor macht sich nun an Friedrich Engels heran*, obwohl gerade die vornehme, abgeschlossene Art des „Generals“, der sich so gut wie nie über sein Privatleben äußerte, den denkbar ungünstigsten Gegenstand für eine derartige psychologische Schnüffelei und „historische“ Klatschsucht bietet. Die Ausbeute ist auch recht mager ausgefallen. Man bekommt längst bekannte Briefe und Memoirenfragmente aufgetischt. Und die geschwollenen aber leeren Kommentare des Verfassers zeigen ganz

Das Goethe-Sonderheft der Linkskurve

Inhalt: K. A. Wittfogel: Goethe-„Feier“

Marx-Engels: Ueber Goethe. Eine unbekannte Abhandlung aus dem Jahre 1847

Georg Lukács: Der faschisierte Goethe

Preis 30 Pfg.

klar, daß er weder das Werk noch die Persönlichkeit von Engels versteht, von dem geschichtlichen Hintergrund seiner Wirksamkeit gar nicht zu reden. Als Beispiel mögen nur einige Zeilen, mit denen er die Beschreibung des Verhältnisses zwischen Marx und Engels abschließt, dienen.

„Mohr schrieb das ‚Kapital‘, General machte die Musik dazu: ‚An dem Tage, wo das Manuskript abgeht, bekneipe ich mich ohne alle Gnade, es sei denn, daß Du den folgenden Tag herkommst und wir das zusammen abmachen können.‘

Jener war der Denker.

Er war der Kerl.“ (70)

* Walter Victor: General und die Frauen. Büchergilde Gutenberg 1932.

Dazu ist kein Kommentar nötig. Die Genauigkeit seiner „historischen Kenntnisse“ möge auch nur ein Beispiel beleuchten. Unser Verfasser behauptet (68), daß Marx Hegel in Berlin gehört habe, obwohl zur Zeit von Hegels Tod (1831) Marx bekanntlich erst 13 Jahre alt war. Zum Stil nur so viel, daß Victor die unerträgliche Manier Sternheims (eine Mode von vorgestern!) nachahmt und unbekümmert um die Gesetze der Grammatik unentwegt „General“ statt „der General“ schreibt usw.

Abschließend wäre jenen sozialdemokratischen Literaten, die unbedingt in den glorreichen Fußtapfen Emil Ludwigs oder Manfred Georgs wandeln wollen, dringend zu raten, Marx und Engels in Ruhe zu lassen. Sie haben in der *eigentlichen* Vergangenheit und Gegenwart ihrer Bewegung von Ebert, Scheidemann, Noske, über Gustav Bauer bis zu Parvus und darüber hinaus bis zu Barmat oder Sklarek reichlich „Helden“ („Männer machen die Geschichte“), die für diese Methode wirklich geeignete Gegenstände sind. Friedrich Engels ist es nicht. Wer also etwas über Engels erfahren will, der lese dieses Buch *nicht*.
H. K.

*

[38:]

BERICHTE / GLOSSEN

Theater-Renaissance in Gallspach

Linz, Landeshauptstadt von Oberösterreich, Sitz der Behörden usw., stand in diesem Jahre vor der harten Aufgabe, in der Reihe seiner Abbauentwicklung auch sein Theater aufzulösen. Daß das nicht geschah, haben die Linzer bloß dem Umstand zu verdanken, daß Linz in der Nähe eines kleinen Nestes liegt, von dem vor zehn Jahren kein Mensch noch was wußte, und das den Namen Gallspach trägt. In diesem Nest residiert, wie das auch unseren Lesern vielleicht schon bekannt sein wird, der Wunderdoktor Valentin Zeileis. Er heilt die Menschen – egal was ihnen fehlt – mit seiner Wunderröhre, jenseits aller medizinischen Laboratorien, Röntgenstationen, Kliniken. Zu seinem Publikum gehören mit nichten Menschen, die vielleicht des Schreibens und Lesens nicht fähig wären – man sehe sich bloß die Kurliste der letzten Wochen in Gallspach an: da ist der ehemalige Herzog von Braunschweig, mit Gemahlin, ein Hitlerianer, der ehemalige Landgraf von Hessen, der Ex-Großherzog von Mecklenburg, der englische Gouverneur von Unterägypten, und noch viele andere Namen aus der Hocharistokratie, ja auch der Industrie und Gelehrtenwelt. Die Linzer Schauspieler spielen nun fast alltäglich Theater vor diese illustren Herrschaften, den Rest ihrer Zeit den 105.000 Linzern widmend.

Ein Theater, das durch die wirtschaftliche Zerrüttung keine Gäste mehr findet, dem sich aber neue Lebensmöglichkeiten in einem „Kurort“ eröffnen, wo mit charlatanhaften Methoden à la Lourdes, die Spitzen dieser bürgerlichen Gesellschaft ihre Leiden kurieren!

*

Rückverjüngerung auf allen Fronten

Die letzte Nummer der „Nationalsozialistischen Monatshefte“, des wissenschaftlichen Organs des Braunen Hauses, ist voll und ganz der deutschen Vorgeschichte gewidmet. Es ist klar, die Herren behaupten, es bliebe „einem nationalsozialistischen Deutschland vorbehalten, der deutschen Vorgeschichte den Platz im deutschen Geistesleben zu geben, der ihr als Völkischer Wissenschaft in so hohem Maße zukommt.“

Wir haben nichts gegen die deutsche Vorgeschichte. Im Gegenteil, es ist bekannt, mit welchem großen Interesse Marx und Engels die Arbeiten Bachofens, Morgans usw. verfolgten und wie es dem letzten in seinem „Ursprung der Familie, des Staates und des Privateigentums“ gelang, an Hand der Ergebnisse dieser Forschungen die Entwicklungsformen der frühen Menschheit in Beziehung zu den Produktivkräften zu bringen.

Nicht darum geht es, ob deutsche Vorgeschichte betrieben werden soll, sondern, welchen Platz diese Wissenschaft einnehmen, zu welchem Zweck und mit welchen Methoden sie erforscht werden soll.

Bezeichnend für die Nationalsozialisten ist, wie liebevoll diese Wissenschaft von ihnen in den Vordergrund geschoben und welche Rolle ihr heute zugewiesen wird.

„Heute hat der überwiegende Teil unseres Volkes sich für ein deutsches Deutschland entschieden und eine der Grundlagen seines kulturellen Aufbaues werden die Erkenntnisse der deutschen Vorgeschichte sein. (Dozent Dr. Hans Reinert in „Deutsche Vorgeschichte“)

Daß die Methoden, mit denen man an die deutsche Vorgeschichte herantritt, nicht viel mit Wissenschaft gemein haben, zeigt ein Auszug aus dem Buche Wilhelm Capelles „Die Germanen im Frühlicht der Geschichte“, zitiert in derselben Nummer der „NS. Monatshefte“:

„Werfen wir noch einen letzten Blick auf den Cimbernzug, indem wir ihm vom Standpunkt der germanischen Totalität aus betrachten, als eine Lebensäußerung des Germanentums überhaupt, das uns als eine übersinnliche Einheit erscheint, jenseits von Zeit und Raum ...“

[39:] Werfen wir einen Blick – und das, was sich Rückverjüngung und deutsche Vorgeschichte nennt, präsentiert sich als reaktionäre pangermanistische Mystik.

Fehlt noch das Praktische. Von den acht dringendsten Aufgaben der deutschen Vorgeschichte, die brennend nach einer Realisierung im Dritten Reich warten, soll bloß die letzte erwähnt werden:

„Einstellung des freiwilligen und später staatlichen Arbeitsdienstes zur Durchführung planmäßiger Ausgrabungen in den wichtigsten vorgeschichtlichen Kulturstätten Deutschlands.“ (Die deutsche Vorgeschichte im Dritten Reich.)

Man soll jetzt bloß nicht mehr damit kommen, daß das Dritte Reich den Großagrariern billige Arbeiterhände bringen wird. Auch die Kultur soll hoch aufblühen; nicht die von heute, nicht die von morgen, nein, die durch ein mystisch-nationalistisches Parteisieb gegangene, idealisierte und zurechtfrisierte Kultur von vorgestern und vorvorgestern. Bk

Wenn Deutsche sich treffen

„Weißt du noch –?“

„Damals, bei Arras! Die Zuckerfabrik, Lorettohöhe, Vimy!“

„Die Halde bei Lens!“

„Wißt ihr noch –?“

„Zwischen Argonnerwald und der Champagne, Reims?“

„In Flandern!“

„Vor Verdun! 1916. Thiaumont und Fleury!“

„In den Vogesen, Hartmannsweilerkopf!“

„Und an der Somme!“

„Ja, die Somme! 1914, 1916, 1918.“

„Da, bei der Infanterie, bei der Artillerie, bei den Pionieren – wißt ihr noch?“

Wenn Deutsche sich treffen, sie lernen sich kennen in kleinem, in größerem Kreise, man unterhält sich, redet von den Sorgen des Berufs und der Zeit – plötzlich flammt das Gespräch auf: „Sie waren auch im Westen?“ – Ja, da und dort.“ – [40:] „Was Sie nicht sagen, da bin ich auch gewesen!“ – „Wirklich?“ – „Ja, wissen Sie noch –?“

Und nun wird vor dem inneren Blick wieder alles lebendig. Unerschöpflich das Erzählen und Austauschen von Erinnerungen! Man redet die gleiche Sprache, weil man das gleiche Erlebnis hatte: die große Schicksalsgemeinschaft der Jahre Vierzehn bis Achtzehn an der Westfront. Ob als aktiver Soldat, als Kriegsfreiwilliger, als Landwehr- oder Landsturmmann, noch heute umschließt alle, vom einfachen Mann bis zum Kommandeur, ein gemeinsames Band: Wir waren die Frontkämpfer. Wir waren dabei. Aus Liebe zum Vaterland. Jeder von uns war dabei!

Verlagsanzeige für „Das Gesicht der Westfront“, entstanden unter Mitwirkung von acht Generälen, einem Admiral, einem Kronprinzen, mit einem Geleitwort des Herrn Reichspräsidenten von Hindenburg.

Romain Rolland
schreibt über
M. ILJIN
FÜNF JAHRE, DIE
DIE WELT VERÄNDERN
Erzählung vom großen Plan
Mit 30 Fotografien

Das Buch von Iljin „Fünf Jahre, die die Welt verändern“ ist ein kleines Meisterwerk, es wäre zu wünschen, daß es in alle Sprachen übersetzt würde. Derartige Bücher scheinen mir die schöpferische und aufbauende Aktivität wirkungsvoller zu entfachen als polemische und kritische Werke. Sie sind geeignet, Millionen Leser zu überzeugen und zu fesseln. Das Buch von Iljin deckt überall das Menschliche im Technischen auf und zeigt die soziale Befreiung mit Hilfe der Maschine. Die Maschine ist Mittel und nicht Selbstzweck – darin beruht der wesensmäßige und wichtigste Unterschied zwischen der UdSSR und USA, und das gerade schildert Iljin.

18. Tausend. 208 Seil. Steifdeckelband RM 2,50 (S 5,-), Lein. RM 3.,75 (S 7,50)

MALIK-VERLAG

Wartburgrose I. Klasse.

Wir leben in einer Zeit, wo die Hitler ihre Truppen auf den Kasernenhöfen den Marsch auf Rom einexerzieren.

Da können auch die literarischen Truppen der Hitlerei nicht müßig sein. Sie versammelten sich Ende Mai auf der Wartburg – wo anders sollen sich Männer der deutschen Minne versammeln?

Wovon die all da versammelten Mannen gesungen und gesprochen haben, ist unbekannt. Die diesem Kreise nahestehende „Die neue Literatur“ hat zwar in ihrem Juliheft der Wartburger Tagung den Leitartikel gewidmet, aber, man kann den Artikel mit noch so viel „jüdischem Dreh“ durchlesen, man findet nichts drin, was verdächtig wäre Prinzipien, Grundsätze, Grundlinien, Resolutionen, und wie dies geistige Zeug noch heißen mag, zu enthalten. Bloß die eine Tatsache: daß die Wartburgrose, eine Auszeichnung gestiftet vom Bunde der Freunde der Wartburg, an fünf Dichter verliehen wurde. Und daß sich einer dieser Dichter, der auch den Artikel verfaßte, folgendermaßen über diesen historischen Augenblick äußerte:

„Es gehört den Männern dieses Wartburgkreises, die hellhörig das Werden der Stunde verstanden haben, unser aller Dank, daß sie durch diese Tagung und: durch die Stiftung der Wartburgrose ein erstes Zeichen errichtet haben: das Zeichen der *Rückverjüngerung* unseres Volkes auch in der Dichtkunst.“

Reaktion ist ein garstiges Wort. So schreibt man: Rückverjüngerung.

bk.

*

DAS NEUE DERZEICHNIS

der Kurse der Marxistischen Arbeiterschule (MASCH) liegt vor. Über alle Gebiete des Marxismus wird unterrichtet: in Vormittags- und Abendkursen, Wochenendschulen, Dreitageschulen, Schulungsfahrten, Achttageschulen usw. Näheres bei den örtlichen Leitungen oder dem zentralen Schulbüro der

MASCH-BERLIN O 27, Schicklerstr. 6

Die Linkskurve erscheint am 1. jedes Monats. Das Einzelheft kostet 30 Pfg., das Jahresabonnement 3 M. Sie wird herausgegeben von Johannes R. Becher, Kurt Kläber, Hans Marchwitza, Erich Weinert, u. Ludwig Renn. Verantwortl. f. d. Redaktion: Ludwig Renn (Arnold Vieth-Golßenau), Berlin-Stralau, Alt-Stralau 70. Verlag: Internationaler Arbeiterverlag G. m. b. H., Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28. Alle Manuskripte an die Redaktion der „Linkskurve“ (Ludwig Renn), Berlin S 14, Alexandrinenstraße 62. Fernspr.: Jannowitz (F 7) 3633, Postscheckkonto Karl Paul Körner, Berlin 50 359. Alle Anzeigen und Beschwerden an die „Linkskurve“, Internationaler Arbeiterverlag G. m. b. H., Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28. Druck: Uranus-Druckerei GmbH., Berlin SW 68, Lindenstraße 26